Das Siedelungs- und Agrarwesen der Mittelmark im Mittelalter

Teil I und II

Eine historisch-geographische Untersuchung

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde
genehmigt
von der Philosophischen Fakultät
der Friedrich-Wilhelms-Universität
zu Berlin

von

WERNER GLEY
aus Löwenberg (Mark)

Tag der Promotion: 12. Oktober 1926

1·9·2·6

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

19

Referenten:

Professor Dr. Walther Vogel

Geheimrat Prof. Dr. Albrecht Penck

Mit Genehmigung der hohen Fakultät
kommt hier nur Teil I und II der Arbeit zum Abdruck.
Die ganze Arbeit erscheint als Heft 1 der Forschungen zum Deutschtum
der Ostmarken.
Im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben
von Archivdirektor Dr. Hans Witte. Zweite Folge:
Quellenforschung.
Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

EINLEITUNG

Die Siedelungsgeographie, deren Ziel es ist, die Ansiedelungen des Menschen als Bestandteil der Landschaft in ihrer Abhängigkeit vom Boden, in ihrer Größe, Gestalt und wirtschaftlichen Bedingtheit zu betrachten und zu erklären, hat in den letzten beiden Jahrzehnten namhafte Fortschritte gemacht. Den entscheidenden Anstoß gab *Otto Schlüter* 1903 mit seinem Buch über die Siedelungen im nordöstlichen Thüringen, das den Untertitel führt: ein Beispiel für die Behandlung siedelungsgeographischer Fragen. Das Beispiel fand lebhafte Anerkennung. Denn in gleicher oder ähnlicher Weise wurden verschiedene Nachbargebiete der Mark Brandenburg behandelt, um nur einige herauszugreifen: der Havelwinkel, die Altmark, die Magdeburger Börde, das nördliche subherzynische Hügelland und das ehemalige Königreich Sachsen.

Diese Arbeiten erörtern auch mehr oder weniger ausführlich den geschichtlichen Gang der Besiedelung. In anderen Arbeiten jedoch kommt dem geschichtlichen Teil keinerlei Bedeutung zu, da in ihnen nur allgemeine Ansichten und Vermutungen ausgesprochen werden. Bei einer siedelungsgeographischen Betrachtung der Mittelmark befände man sich in der gleichen unglücklichen Lage. Der Grund liegt vornehmlich in dem Mangel an Urkunden, der es dem Historiker nicht erlaubt, eine eingehende Geschichte der Besiedelung zu schreiben. Sie ist aber für jede siedelungsgeographische Betrachtung unerläßlich, weil die Verhältnisse der Gegenwart in vollem Maße nur dann erklärt werden können, wenn man die Nachwirkung früherer Einflüsse richtig zu beurteilen vermag.[1] Das kommt unter anderem zum Ausdruck in den bereits 1901 von *Alfred Grund* verfaßten „Veränderungen der Topographie im Wiener Wald und Wiener Becken".

Da in großen Teilen des deutschen Ostens der Gang der Besiedelung auf Grund von Urkunden nur sehr lückenhaft darzustellen ist, soll in dieser Arbeit der Versuch gemacht werden, wenigstens für ein beschränktes Gebiet, diese Lücke auf andere Weise so weit wie möglich zu schließen. Ist sie somit der allgemeinen Problemstellung nach nur als eine Vorarbeit für eine Siedelungsgeographie der Mittelmark gedacht, so macht sie sich doch deren Arbeitsmethode zu eigen. Aber gegenüber der bisherigen Betrachtungsweise besteht ein nicht unbeträchtlicher Unterschied. Denn wir wollen nicht geschichtliche Tatsachen zur Erklärung geographischer Erscheinungen heranziehen, sondern gerade umgekehrt aus letzteren im Verein mit den hierfür geeigneten Urkunden ein möglichst vollständiges Bild von dem Gange der Besiedelung entwerfen. Ansätze zu einer derartigen Methode sind in einigen der genannten Arbeiten zweifellos vorhanden; hier soll aber der Versuch gemacht werden, sie einmal systematisch durchzuführen.

Es muß unsere erste Aufgabe sein, alles irgendwie erreichbare Material zusammenzutragen und für unsere besonderen Zwecke zu sichten. Vor allem sind die Grenzen seiner Verwendbarkeit festzulegen. Sie ergeben sich aus zwei Gesichtspunkten: erstens sind sie in der Art der Überlieferung begründet, zweitens liegen sie im Wesen des Materials selbst. Was hierunter im einzelnen zu verstehen ist, werden wir im Abschnitt I sehen. Auf diese grundsätzlichen Erörterungen folgt im

1) Vgl. *A. Hettner*, Die Geographie des Menschen. Geogr. Zeitschrift 1907, S. 406 f.

Abschnitt II in gedrängter Kürze die Behandlung der physisch-geographischen Grundlagen der Siedelung: des Bodens nach seiner Oberflächengestaltung und agronomischen Beschaffenheit, der klimatischen Verhältnisse und des natürlichen Landschaftscharakters.

So in jeder Hinsicht gerüstet, können wir daran gehen, das Siedelungs- und Agrarwesen der Mittelmark zu untersuchen. Von vornherein muß dabei betont werden, daß Agrar- und Siedelungswesen ursächlich verknüpft sind. *Schlüters* Ansicht, nach der man bei einer Betrachtung der Dorfformen die Flurkarten nicht unbedingt gebraucht,[1] kann ich daher nicht beipflichten. Die Flurkarten und die aus ihnen ersichtlichen Agrarverhältnisse bilden die einzige sichere Grundlage für siedelungsgeographische Untersuchungen. Indessen, da nur ein Bruchteil der mittelmärkischen Orte auf Flurkarten dargestellt ist, mußte auf diejenigen Merkmale zurückgegriffen werden, die bisher zur näheren Kennzeichnung der Siedelungen verwendet wurden. Ich ließ mich jedoch dabei von dem Grundsatz leiten, zuerst nachzuweisen, welche Gattungen von Ortsnamen oder welche Ortsformen für diese oder jene Art der Siedelungen charakteristisch sind, ehe sie allgemeine Anwendung fanden. Die Ausführungen hierüber enthalten die Abschnitte III und IV, die den eigentlichen Kern der Arbeit bilden. Sie gaben auch der Arbeit den Titel. Die Beschränkung auf die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege wurde mir durch das Material auferlegt und erscheint auch insofern gerechtfertigt, als an dem Wiederaufbau nach dem großen Völkerringen der damaligen Zeit großenteils andere Kräfte beteiligt waren, die in der Zeit vorher keine Rolle gespielt haben.

So konnte die ursprüngliche Absicht, die Darstellung der Wiederbesiedelung der Mittelmark durch die Deutschen, beibehalten werden, da sie unter diesem Gesichtspunkt als die historische Anwendung geographischer Gedankengänge zu betrachten ist. Sie fand ihre Verwirklichung im Abschnitt V, in dem zugleich der Versuch gemacht wurde, die Beziehungen zwischen Siedelungen und Landstraßen hinsichtlich ihrer Entstehung zu untersuchen und eine kunstgeschichtliche Tatsache zur Erkenntnis geschichtlicher Vorgänge heranzuziehen. Die Darstellung weicht daher von der üblichen historischen nicht unbeträchtlich ab, dürfte aber wohl einen — wenn auch nur schwachen — Lichtschein auf Dinge geworfen haben, die bisher im Dunkel lagen.

DAS MATERIAL

A. Die Überlieferung

1. Die Urkunden

Von dem uns zur Verfügung stehenden Material sind an erster Stelle die *Urkunden* zu nennen. Sie haben den großen Vorzug, die Vorgänge, die in ihnen Erwähnung finden, zu datieren. Wo aber Tag und Jahr der Abfassung nicht angegeben oder verloren gegangen ist, macht die Datierung oft große Schwierigkeit. Daß die Zeit in den meisten Fällen nur ungefähr bestimmt werden kann, ist zwar selbstverständlich, bei der Wertung der betreffenden Urkunden aber nicht zu vergessen.

Gewisse Vorsicht ist weiterhin insofern geboten, als sich unter den erhaltenen schriftlichen Dokumenten — Originalen wie Abschriften — solche befinden, die ganz oder teilweise gefälscht sind. Hier ist es Aufgabe des Herausgebers, mit kri-

1) Siehe *Schlüter*, S. 292.

tischem Auge zu sichten und nur die echten Urkunden zu publizieren. Für die Kurmark Brandenburg hat sich *Adolf Friedrich Riedel* der großen Mühe unterzogen, „die Urkunden, Chroniken und sonstigen Quellenschriften für die Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer Regenten" zu sammeln und in Gestalt des *Codex Diplomaticus Brandenburgensis* zu veröffentlichen. Für den engeren Bereich der Mittelmark kommen namentlich die Bände 7—12, 20 und 23 der Reihe A und der erste Band der Reihe C, der die Lehnsarchive des Adels enthält, in Betracht. Die genannten Bände sind in den Jahren 1847—62 erschienen. In dieser bändereichen Sammlung[1] sind alle Urkunden abgedruckt, so daß wir den älteren Codex diplomaticus, den *Gercken* 1769—85 herausgab und *v. Raumer* 1831—33 fortsetzte, nicht mehr zu berücksichtigen brauchen. Dagegen sind die von *Hermann Krabbo* seit 1910 herausgebrachten „Regesten der Markgrafen von Brandenburg aus askanischem Hause" heranzuziehen.[2]

Die für die Erkenntnis des Siedelungs- und Agrarwesens wichtigen Urkunden sind vor allem Schenkungsurkunden, Privilegien, Besitzbestätigungen, Pfandverschreibungen und Lehnbriefe, seltener Testamente, Stiftungs- und Geleitsbriefe. Sie tragen also gewöhnlich den Charakter eines Rechtsgeschäfts. Kein Wunder, daß das, was für uns von Wert ist, oftmals nur in der Nennung eines Ortes besteht. Dagegen werden für uns bedeutsame Tatsachen zuweilen nur beiläufig erwähnt. Mit einem Wort, der Ertrag der Urkunden ist außerordentlich verschieden.

Einige Worte müssen wir noch den *Besitzbestätigungen* widmen. Bei den übrigen Urkunden liegt es ja auf der Hand, daß die in ihnen geschilderten Zustände an dem betreffenden Orte zur Zeit ihrer Abfassung herrschten. Das gilt nicht für die Bestätigungen, namentlich soweit sie aus der päpstlichen Kanzlei stammen. Ihnen liegen gewöhnlich diejenigen Urkunden zugrunde, in denen der Besitz von irgendwelchen Rechten, Orten usf. geschenkt, verkauft oder verpfändet wurde, so daß der Änderung der Verhältnisse bis zum Augenblick der Abfassung des Bestätigungsschreibens nicht immer Rechnung getragen wurde. Das verdient besondere Beachtung, sobald wir die Zeit feststellen wollen, in der ein Ort wüst geworden ist. Die Tatsache, daß ein Ort jahrzehntelang in den Besitzbestätigungen genannt wird, beweist keineswegs seine Existenz. Er kann schon verschwunden sein und in den Urkunden noch längere Zeit ein papierenes Dasein fristen.

Der umgekehrte Fall liegt z. B. bei der Grenzbeschreibung der Stadt Fürstenwalde vor. Sie ist uns in zwei Abschriften erhalten, von denen die eine Bischof Wenzeslaus von Lebus 1377, die andere Kurfürst Friedrich II. 1448 herstellen ließ. Die Schreiber haben offenbar die Ortschaften gekannt, denn deren Namen sind in beiden Abschriften verschieden geschrieben; es besteht also keine Gewähr, wie die Formen im Original von 1285 lauteten. Wenn auch erwiesen ist, daß die genannten Orte 1285 tatsächlich vorhanden waren, so können wir doch ihre Namen in der Tabelle erst mit der Jahreszahl 1377 aufführen.

Es erschien mir notwendig, diese grundsätzlichen Bemerkungen zu machen, da sie bei der Verwertung der Urkunden leicht übersehen werden und dann zu Fehlern Veranlassung geben. Folgendes Beispiel möge das erhärten: Im *Riedel* wird Stendal im Jahre 1022 zum erstenmal urkundlich erwähnt. Die betreffende Urkunde, in der Bischof Bernward von Hildesheim das Michaeliskloster daselbst stiftet und mit

---

1) 36 Bände Urkunden und 5 Bände Register. Quellenstellen werden abgekürzt zitiert, z. B. bedeutet R A XI 32: Riedel Reihe A Band XI Seite 32.

2) Zitiert *Krabbo*. Zurzeit 7 Lieferungen, bis 1308 reichend.

zahlreichen Gütern ausstattet, ist, wie *Richard Aue* mitteilt, vom Herausgeber des Hildesheimer Urkundenbuches als eine Fälschung erkannt worden, der zwei Diplome Heinrichs II. und die Güterverzeichnisse des Klosters als Vorlage dienten. Aus welcher Zeit letztere stammen, ist ungewiß. Trotzdem wird die erstmalige Erwähnung von Stendal von *Walther Lauburg* ins Jahr 1022 gesetzt. Die erste zweifellos echte Urkunde von Stendal enthält die Begründung des Marktortes durch Markgraf Albrecht den Bären. Sie ist ohne Datum. *Riedel* hat sie ins Jahr 1151 gesetzt. *R. Aue* weist sie jedoch auf Grund einer verfeinerten quellenkritischen Untersuchung in die Zeit von 1158—70.[1] Dies möge genügen, um zu zeigen, wie vorsichtig man bei der Verwertung der Urkunden gerade in der Siedelungskunde sein muß.

2. Die Register

Bei der Charakterisierung der Register läßt es sich nicht vermeiden, auf ihren Inhalt einzugehen, da sich nur aus ihm die Grenzen ihrer Verwendbarkeit ermitteln lassen.

In dem *Schoßregister von 1624*[2] besitzen wir *ein vollständiges Ortslexikon der Mittelmark* aus jener Zeit. Wie sein Titel „Einnahme an Landt- und Giebel-Schoß, Martini Aõ: 1624" sagt, war das Register zu dem Zweck angefertigt worden, der kurfürstlichen Regierung einen Überblick über die aus dem Schoß, einer von Zeit zu Zeit nach Genehmigung seitens der Landstände erhobenen außerordentlichen Steuer,[3] fließenden Einnahmen zu gewähren. Auf die in ihm enthaltene Kreiseinteilung kommen wir später zurück. Jetzt interessiert uns vor allem die Tatsache, daß bei jedem Dorf die Anzahl der schoßpflichtigen Hufen und sämtlicher Haushaltungen aufgeführt ist. Bei den letzteren ist zwischen Bauern, Kossäten und sonstigen Bewohnern, wie Fischern oder Kietzern, Hausleuten, Müllern, Schmieden, Hirten, Schäfern usw., unterschieden. Häufig sind die vom Schoß befreiten Höfe und Hufen besonders kenntlich gemacht, vielfach ist es aber nicht geschehen. Daher dürfen wir — vorausgesetzt, daß die bei der Kolonisation geschaffenen Zustände das ganze Mittelalter hindurch unverändert geblieben sind — nicht erwarten, aus dem Schoßregister von 1624 ein fehlerfreies Bild von der Zahl der Hufen zu erhalten.

„Register des Landschoß" betiteln sich Steuerregister aus den Jahren 1450/51 und 1480/82,[4] die denselben Zweck verfolgen. Sie weichen in ihrer Anordnung und in ihrem Inhalt von dem eben geschilderten Register ab. Wir vermissen die Zahl der Bauern und aller Bewohner, die im landwirtschaftlichen Nebengewerbe ihr Brot fanden; aufgeführt ist nur die Zahl der Hufen und Kossäten. Eine eingehende Behandlung haben in ihm dagegen die von den Hufen oder Höfen zu leistenden Natural- und Geldabgaben erfahren. Diese Schoßregister aus dem 15. Jahrhundert sind leider geographisch nicht vollständig, da die Ländchen Bellin und Friesack fehlen und auch die Zauche nur mit den Großgrundherrschaften des Klosters

---

1) *Richard Aue*, Zur Entstehung der altmärkischen Städte. Diss. Greifswald 1910, S. 16 ff.

2) Es ist noch nicht im Druck veröffentlicht; die Handschrift befindet sich unter Prov. Brand. Rep. 16 II c α 1 im Preuß. Geheimen Staatsarchiv.

3) Siehe *Hintze*, S. 68.

4) Gedruckt als Anhang zum Landbuch (siehe nächste Seite); die Handschriften liegen in der Preuß. Staatsbibliothek zu Berlin unter der Bezeichnung: Manuscripta borussica Fol. 178 u. 179.

Lehnin und der Familie v. Rochow vertreten ist. Vom Land Lebus gibt es ein entsprechendes Schoßregister aus dem Jahre 1460.[1]

Noch weiter geht die räumliche Beschränkung in dem ältesten Register, das wir besitzen. Zwar sind die Dörfer der Zauche vollzählig in ihm enthalten, wir suchen aber vergeblich nach den Ländchen Glien und Rhinow, sowie den Dörfern des alten Teltow, die damals im Besitz der Edlen Herren zu Torgow auf Zossen waren; vor allem aber fehlt das Land Lebus, dessen Register vom Jahre 1405[2] sich mit dem Landbuch an Ausführlichkeit nicht messen kann. Das *Landbuch der Mark Brandenburg*[3] ließ Kaiser Karl IV. um 1375 zusammenstellen, um sich einen Einblick in die Einnahmen aus der neu erworbenen Mark zu verschaffen. Auswahl und Anordnung des Stoffes ist die gleiche wie in den Schoßregistern des 15. Jahrhunderts. Die Gesamtzahl der Hufen mit ihren Abgaben, die abgabenfreien Pfarr-, Kirchen-, Schulzen- und Ritterhufen, die Zahl der Kossäten, der Krug und sonstige Besonderheiten sind bei jedem Dorf einem bei der Aufstellung des Registers benutzten Fragebogen entsprechend stets in der gleichen Reihenfolge, allerdings mit verschiedener Ausführlichkeit verzeichnet.

Das in den Registern enthaltene Material ist in statistischer Form in der *Tabelle* I: *„Vergleichende Agrarstatistik des Mittelalters“* zusammengestellt worden. Sie verfolgt den Zweck, durch einen *Vergleich der Hufenzahlen* der drei Register die Frage zu beantworten, ob sich das in der Zeit der Kolonisation entstandene Agrarwesen während des Mittelalters unverändert erhalten hat. Das Ergebnis des umfangreichen Vergleichs ist eine weitgehende Übereinstimmung. Was die Einzelheiten anbetrifft, so weichen die Ziffern der Jahre 1375 und 1450 nur selten voneinander ab, weil die jeweils wüst liegenden Hufen in die Gesamtzahl mit einbegriffen sind. Da dies 1624 nicht mehr geschehen ist, so haben wir den Grund für die Abweichungen in vielen Fällen schon gefunden, insofern er nicht in der Freilassung großer Gutshöfe aus der Steuerpflicht zu suchen ist.

Wir machen ferner die eigentümliche Entdeckung, daß Hufen- und Bauernzahlen des Jahres 1624 oftmals in einfachem arithmetischen Verhältnis zueinander stehen. Anscheinend entfallen in den betreffenden Dörfern auf jeden Bauern die gleiche Anzahl Hufen. Diese Vermutung wird zur Gewißheit durch die *Erbregister* der kurfürstlichen Ämter *aus den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts* (1573 bis 1606). Es handelt sich dabei um folgende Handschriften des Preuß. Geheimen Staatsarchivs:

1. Amt Biesenthal vom 25. Juli 1595: Erbregister Nr. 34.
2. Amt Bötzow vom 2. Februar 1595: Erbregister Nr. 8 und 7.
3. Amt Cöpenick von 1577, 1589 und 21. März 1597: Erbregister Nr. 11.
4. Stadt Eberswalde vom 10. April 1573: Erbregister Nr. 35.
5. Amt Fehrbellin aus dem 16. Jahrhundert: Erbregister Nr. 32.
6. Land Friesack vom Jahre 1581: Prov. Brand. Rep. 2, Kurmärkische Amtskammer, Generalia 2.
7. Amt Fürstenwalde von 1606: Prov. Brand. Rep. 7, Amt Fürstenwalde: A XIII 3 und Prov. Brand. Rep. 3, Amt Fürstenwalde: Nr. 21.

---

1) Handschrift Rep. 78 a, 11 im Preuß. Geheimen Staatsarchiv.

2) Registrum ecclesiae Lubucensis, ebenfalls Rep. 78 a, 11.

3) Die neueste Ausgabe im Druck ist immer noch die des Berliner Stadtarchivars *E. Fidicin* aus dem Jahre 1856. Die drei Handschriften liegen im Preuß. Geheimen Staatsarchiv. Nähere Angaben finden sich in der Ausgabe *Fidicins* S. III—X, die stets mit Ldb. zitiert wird.

8. Amt Lehnin vom Jahre 1605: Regierung Potsdam, Domänen-Registratur.
9. Amt Liebenwalde vom 29. Dezember 1589: Erbregister Nr. 27.
10. Ämter Mühlenbeck und Mühlenhof vom 1. März 1591, Prov. Brand. Rep. 7, Amt Berlin-Mühlenhof: A Titel II, Nr. 1 und Erbregister Nr. 12.
11. Amt Potsdam von 1589: Erbregister Nr. 24.
12. Amt Rüdersdorf vom 21. März 1574: Erbregister Nr. 14.
13. Elf Dörfer im Oberbarnim, zum Kloster Zinna gehörig, von 1471: Erbregister Nr. 15.
14. Amt Spandau vom 16. Oktober 1590: Erbregister Nr. 13.
15. Amt Zehdenick von 1590: Prov. Brand. Rep. 7, Amt Zehdenick XXV F 43,3.
16. Amt Zossen von 1583: Regierung Potsdam, Domänen-Registratur.

In den vorstehenden Erbregistern nimmt ein Dorf infolge der Ausführlichkeit der Angaben oft viele Seiten ein. Alle früheren Register waren — von vereinzelten Ausnahmen abgesehen — summarisch gehalten, weil es dem verfolgten Zweck genügte. In den Erbregistern wird uns die *Struktur der Dörfer* in allen Einzelheiten vor Augen geführt. Jeder Hof ist mit dem Namen des derzeitigen Besitzers für sich eingetragen. Wir erfahren, wieviel Hufen oder Morgen Land jeder Bauer und Kossät besitzt, ferner welche Naturalabgaben (Getreide, Hühner und Eier) oder Geldzinsen (Hufen-, Wehr-Zins, Fleischzehnt usw.) ihm aufgebürdet sind. Von diesen bäuerlichen Lasten sind die Getreidepacht und der Hufenzins aus mehrfachen Gründen von besonderer Bedeutung; da die Hufen nämlich mit gleichen Abgaben belegt sind, kann die Richtigkeit der mitgeteilten Hufenzahlen leicht kontrolliert werden.

Es ist zu bedauern, daß diese ausführlichen Erbregister nur für Teile unseres Gebiets vorhanden sind. Die betreffenden Dörfer sind in der Tabelle dadurch gekennzeichnet, daß hinter ihren Namen in Klammern die Jahreszahl des Erbregisters, in dem sie sich finden, gesetzt wurde.

Auch mag es zunächst als Einseitigkeit aufgefaßt werden, daß die meisten Dörfer — abgesehen von den Ämtern Fehrbellin und Friesack — einst in der Hand der Zisterziensermönche von Lehnin und Zinna waren oder zu Nonnenklöstern wie Spandau und Zehdenick gehörten. Eine stattliche Anzahl der Ortschaften wurde aber erst im 14. oder 15. Jahrhundert erworben; sie befanden sich vorher im Besitz des Landesherrn selbst oder der verschiedensten Adelsfamilien. Die in den Erbregistern verzeichneten Dörfer sind also durchaus geeignet, allgemein gültige Anhaltspunkte für die Art der ländlichen Siedelungen im Mittelalter zu geben.

3. Die Flurkarten

Noch eingehender unterrichten uns die *Flurkarten* und die zugehörigen *Vermessungsregister* über alle Einzelheiten des Agrarwesens. In der Mittelmark nützen uns die heutigen Flurkarten überhaupt nicht, da die mittelalterlichen Verhältnisse durch die Separation vollkommen verwischt sind.

Im Mittelalter bestand bekanntlich jede Feldmark aus drei Teilen: 1. der Dorfstätte mit ihren Gehöften und Gärten, 2. der aufgeteilten Flur mit ihren Feldern und Wiesen und 3. der unaufgeteilten Flur, die im Gemeindebesitz war und Wald, Weide und Wasser — oder mit märkischen Namen Heide, Hutung und Seen und Teiche — umfaßte.

Das Wesen der *Separation* bestand nun darin, den Gemeindebesitz oder „Allmende", wie die Wissenschaft mit einem süddeutschen Wort gewöhnlich sagt,

unter die Dorfbewohner aufzuteilen und in Privateigentum umzuwandeln. Mit ihr Hand in Hand ging das bereits früher entwickelte System der *Verkoppelungen*, das die in Gewanne zerlegte Ackerflur in großen Koppeln oder Schlägen an die Interessenten von neuem vergab. Diese Wandlung, die den Keim zu den ungeahnten Fortschritten der landwirtschaftlichen Betriebsweise und damit zu einer gewaltigen Steigerung der Ertragsfähigkeit in sich schloß, da sie den Bauern von den Fesseln des Flurzwangs befreite, geschah allgemein seit dem berühmten Edikt „betr. den erleichterten Besitz des Grundeigentums, sowie der persönlichen Verhältnisse der Landbewohner" vom 9. Oktober 1807.[1] Was die Verkoppelung anbetrifft, ist sie in den königlichen Amtsdörfern bereits seit 1765 von Friedrich dem Großen durchgeführt oder eingeleitet worden.[2] Hieraus ergibt sich, daß wir nur die Flurkarten aus der Zeit vor der Separation bei unseren Untersuchungen verwenden können. Bei der Auswahl der Beispiele wurden die ältesten Flurkarten aus der Zeit von 1700—40 in weitgehendem Maße bevorzugt. Sie sind sämtlich in Handzeichnung ausgeführt, buntfarbig angelegt und meist im Maßstab 1 : 5000 gehalten.

Die bisher vom Katasterbureau der Regierung zu Potsdam aufbewahrten Flurkarten aus der Zeit vor 1815 sind im Laufe des Jahres 1925 dem Preuß. Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem übergeben worden. In Betracht kommen ferner die Schätze der „Hofkammer der vormals königlichen Familiengüter", die dort im Ämter-Archiv der Registratur liegen. Die einzelnen benutzten Karten werden, soweit erforderlich, später mitgeteilt werden.

4. Die topographischen Karten

Die wichtigste kartographische Grundlage war bisher bei siedelungsgeographischen Betrachtungen das *Meßtischblatt*. Den 95 Blättern,[3] auf denen die Mittelmark dargestellt ist, sind die Dorfformen und alle topographischen Einzelheiten entnommen worden. Da die Meßtischblätter gerade in der Darstellung der Dorfformen äußerst genau sind, reichen sie für eine Behandlung derselben in der Gegenwart völlig aus. Unsere Karte versucht aber, die Mittelmark im Mittelalter zu rekonstruieren. Es mußte wenigstens danach gestrebt werden, die seither eingetretenen Veränderungen auf der Karte auszuschalten und den mittelalterlichen Kern aus den oftmals verwickelten Grundrissen der Gegenwart herauszuschälen. Nicht immer ist es gelungen; in vielen Fällen wurde die Rekonstruktion durch das älteste Kartenwerk ermöglicht, das wir mit vollem Recht als topographische Karte bezeichnen dürfen. Das „Tableau aller durch den Königlich Preußischen Obrist Graff von *Schmettau* von Anno 1767 bis 1787 Aufgenommenen und Zusammengetragenen Länder" ist nur handschriftlich ausgeführt[4] und hat den Maßstab 1 : 50 000. Es

1) Siehe *Fritz Hartung*, Deutsche Verfassungsgeschichte vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 2. Aufl. 1922, S. 143.

2) Nach mündlicher Mitteilung von Herrn Dr. *Georg Winter*.

3) Nr. 1619, 1622—27, 1686—99, 1758—72, 1830—44, 1902—15, 1971—83, 2038—44, 2049/50, 2107—13 und 2175.

4) Näheres hierüber und über die ältesten topographischen Karten, die ebenfalls benutzt wurden, findet man bei *Heinrich Berghaus*, Landbuch der Mark Brandenburg usw. 1854, Bd. I, S. 6 ff. Doch ist kürzlich nachgewiesen worden, daß dies Kartenwerk eine Privatarbeit des Grafen Schmettau ist, die im Jahre 1787 für 12 000 Taler an die Plankammer verkauft wurde. Vgl. die handschriftlichen Erläuterungen zu dem in der Kartensammlung der Preuß. Staatsbibliothek aufbewahrten Original der Schmettauschen Karte, verfaßt von Generalmajor *Troschel*.

ist zwar von augenfälligen Irrtümern nicht frei, bleibt aber nichtsdestoweniger von unschätzbarem Wert.[1]

Von sonstigen topographischen Karten wurden namentlich die unser Gebiet betreffenden Blätter der Karte des Deutschen Reiches im Maßstab 1 : 100 000 (sogenannte Generalstabskarte), der topographischen Übersichtskarte des Deutschen Reiches im Maßstab 1 : 200 000 und von „Vogels Karte des Deutschen Reiches und der Alpenländer" im Maßstab 1 : 500 000 benutzt.

B. Sachliche Einteilung

1. Die Ortsnamen

Es ist das bleibende Verdienst *Wilhelm Arnolds*, in den „Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme" (1875) die Ortsnamen als bedeutsame Urkunden der Siedelungsgeschichte erkannt und benutzt zu haben. Nachdem *Ernst Förstemann* im zweiten Band des „Altdeutschen Namenbuches: Ortsnamen" (1859) und in den „Deutschen Ortsnamen" (1863) den philologischen Unterbau geschaffen hatte, konnte *Arnold* an den hessischen Ortsnamen zeigen, daß bestimmte Namensformen oder -endungen in bestimmten Epochen entstanden sind. Sein Prinzip übertrug *O. Schlüter* 1903 auf die Siedelungen des nordöstlichen Thüringens, wo er die drei von *Arnold* aufgestellten Perioden noch weiter zu gliedern vermochte. Die weiteren Einzelheiten kommen für uns nicht in Frage, da neue Namensformen nach 1150 nicht mehr gebildet, sondern die bis dahin gebrauchten Endungen im ostdeutschen Koloniallande angewendet wurden.

a) Allgemeine Vorbemerkungen

Der gesamte mittelalterliche Ortsnamenschatz der Mittelmark ist auf Grund alles in Betracht kommenden Urkunden- und Register-Materials, nach den Landschaften Havelgau, Teltow, Barnim und Lebus geordnet, in der Tabelle II am Schluß der Gesamtarbeit zusammengestellt worden.

Da eine Erklärung der Ortsnamen, so wünschenswert sie an und für sich ist, über den Rahmen dieser Arbeit hinausgeht, ist darauf verzichtet worden. Es konnte sich nur um die *Zuweisung zur slawischen oder deutschen Sprache* handeln. Dabei habe ich mich von den durch *Brückner* und *Hey* für die slawische Namengebung aufgestellten Grundsätzen leiten lassen und mich an das Altdeutsche Namenbuch von *E. Förstemann* angeschlossen. Wenn mir trotz aller hierauf verwendeten Sorgfalt dennoch Fehler untergelaufen sind, so bitte ich in diesem Punkte um besondere Nachsicht.

Weil die Ortsnamen im Laufe der Jahrhunderte vielfach stark abgeschliffen worden sind, mußte auf die ältesten uns überlieferten Namensformen zurückgegriffen werden, die die volle Form entweder unmittelbar erkennen oder mit einiger Sicherheit vermuten lassen. Einer Erklärung der Namen müßten eigentlich alle Schreibarten bis etwa 1600 zugrunde gelegt werden. Für uns, die wir nur die Zuweisung zu der einen oder anderen Sprache im Auge haben, genügt im allgemeinen die *älteste Namensform*. Wenn aber die Formen eine eigentümliche Wand-

1) Nach der Numerierung des im Preuß. Geheimen Staatsarchiv aufbewahrten Exemplars handelt es sich um folgende zwölf Blätter: 24 Sandau, 25 Brandenburg, 26 Ziesar, 35 Oranienburg, 36 Potsdam, 37 Treuenbrietzen, 45 Biesenthal, 46 Berlin, 47 Mittenwalde, 56 Wriezen, 57 Müncheberg und 58 Frankfurt a. O.

lung in einer bestimmten Richtung aufweisen, sind in der Tabelle diejenigen mitgeteilt worden, die den Wandel am besten zeigen.

Bei der Durchsicht der Tabelle muß man sich ferner vergegenwärtigen, daß in ihr nur die mittelalterlichen Namen verzeichnet sind. Wer die Orte auf einer topographischen Karte der Gegenwart aufsuchen will, muß daher wissen, welche Orte in der Neuzeit ihren Namen verändert haben. Der allerjüngsten Zeit gehören die Namen Neukölln und Wittenau an, sie lauteten früher Rixdorf und Dalldorf. Das Städtchen Bötzow wurde 1652, nachdem der Große Kurfürst seiner Gemahlin, einer geborenen Prinzessin von Oranien, dort ein Schloß erbaut hatte, in Oranienburg umgetauft; aus ähnlichem Anlaß vertauschte Lützow 1706 seinen wendischen Namen mit dem klangvollen Charlottenburg. Der frei gewordene Name Bötzow wurde 1665 auf das Dorf Kotzeband im Glien übertragen. Bald danach verschwanden die Namen Grabsdorf (1697) und Rosenfelde (1700) zugunsten von Friedrichsthal und Friedrichsfelde, während Schorin nach seinem damaligen Besitzer, dem Oberhofmarschall Marquardt v. Printzen, Marquardt genannt wurde. Endlich wurde aus Quilitz am Oderbruch ein Neuhardenberg.

b) Die deutschen Ortsnamen

Die Ortsnamen unseres Gebiets zerfallen in zwei große Gruppen: deutsche und slawische.

Die deutschen Ortsnamen sind uns ohne weiteres noch heute verständlich. Einfache Substantiva wie Berge, Brück, Brunne, Eiche, Haage, Werder usf. sind selten; gewöhnlich handelt es sich um die Vereinigung zweier Substantiva, von denen man das am Schluß stehende als Endung bezeichnet. Suffixe, die bei slawischen Namen so häufig vorkommen, sind der deutschen Namenbildung des späteren Mittelalters fremd. Wie in den früheren Perioden sind auch zur Zeit der Kolonisation *gewisse Endungen sehr beliebt*. Den fünften Teil aller mittelmärkischen Ortsnamen, einschließlich der slawischen, beendet die Bezeichnung *dorf*; sie findet sich in 117 bestehenden und 33 wüst gewordenen Orten vor. Hinter ihr treten alle anderen weit zurück; hervorgehoben seien noch die Endungen *berg* (burg) mit 31 und *felde* mit 24 Orten. Sonst sind noch die Endungen beck, hagen, hausen, holz, see, thal und walde zu nennen. Die Endung dorf bezeichnet *Alfred Grund*[1] als eine „Verlegenheitsbezeichnung" der freien Ebene, in der sich für die Benennung kein Anhaltspunkt darbot. Das trifft in weitgehendem Maße auch auf die Mittelmark zu, deren Oberflächenformen ja auf weite Strecken hin kaum eine größere Abwechslung bieten. Vielfach ist die Endung dorf mit dem Genitiv eines Personennamens verbunden; als die betreffende Person wird im allgemeinen der Gründer des Ortes anzunehmen sein. So gibt uns ein Blick in die Ortsnamentabelle eine Vorstellung von den zur Zeit der deutschen Einwanderung gebräuchlichen Namen.

Die meisten Orte mit deutschem Namen sind Gründungen „aus wilder Wurzel". Etliche stammen jedoch schon aus der slawischen Zeit und sind von den Kolonisten umgetauft worden. So wollte man aus Plötzin Reinholdsdorf machen;[2] doch hat sich der slawische Name behauptet. Aus Priscere ist Tesekendorp geworden.[3] In

1) Siehe *Grund*, S. 107.

2) Belegstellen in der Ortsnamentabelle.

3) Priscer(e) und Tesekendorp schließen sich gegenseitig aus, d. h. sie kommen niemals gleichzeitig in ein und derselben Urkunde vor, sondern haben stets dieselbe Stellung zwischen den anderen genannten Orten. Die Identität ergibt sich 1. aus folgenden Urkundenstellen: Tesekendorp cum tribus tractibus sagenae in lacu Surlou 1190 (R A X 182)

allen anderen Fällen können wir nur aus den Ortsformen oder anderen Umständen auf einen Wechsel des Namens schließen. Sehr oft beschränkt sich der deutsche Einfluß darauf, dem slawischen Namen, den man nicht verstand, die deutsche Endung dorf anzuhängen. Einwandfrei nachzuweisen ist es bei Grabsdorf, in dessen Nähe der Grabow-See liegt, bei Pichelsdorf, dessen Namen wir in Pechüle bei Treuenbrietzen antreffen, ferner bei Tremsdorf, das in seiner vollen Form Trebensdorf an Trebbin erinnert, usw. Trotz alledem besteht gerade in diesem Punkte eine beträchtliche Unsicherheit, der auch der geübte Philologe nicht immer Herr wird, da die abgeschliffenen Stämme, wie z. B. in Nunsdorf, die Herkunft nicht mehr erkennen lassen.

Wir gehen damit zu den slawischen Ortsnamen über.

c) Die slawischen Ortsnamen

Als *E. Fidicin*[1] den Versuch machte, die Verteilung und Verbreitung der Slawen im Bereich des Havelgaues darzustellen, steckte die Slawistik noch in den Kinderschuhen. Inzwischen hat die slawische Ortsnamenforschung bedeutende Fortschritte gemacht. *Franz v. Miklosich*, der Begründer der modernen Slawistik, wies besonders auf die Bedeutung eines Vergleichs zwischen den slawischen Ortsnamen im heutigen deutschen Sprachgebiet und in den heutigen Slawenländern hin. *Alexander Brückner* baute die etymologischen Gesetze, die bei der Erklärung der Ortsnamen genau befolgt werden müssen, weiter aus.

Leider fehlen für die Mark Brandenburg noch so gründliche Arbeiten wie die von *Brückner* über den Regierungsbezirk Magdeburg, von *Hey* über Sachsen und Anhalt oder von *Kühnel* über Mecklenburg,[2] in denen der gesamte Bestand an slawischen Ortsnamen für die betreffenden Gebiete zusammengestellt und eine Deutung der Namen gegeben worden ist. Für unser Gebiet ist lediglich die Arbeit von *Gustav Weisker*[2] zu nennen, der die slawischen Sprachreste, insbesondere die Ortsnamen, aus dem Havellande in anregender Weise behandelt, indem er sie über Bodenbeschaffenheit und Gewässer, Pflanzen- und Tierwelt Auskunft geben läßt.

Es ist auffallend, daß unter den 451 slawischen Namen Patronymica mit der *Endung itz*, die zunächst nur die Sippe, dann aber auch deren Ansiedelung bezeichnen und den deutschen Namen auf ingen und ungen entsprechen, verhältnismäßig selten sind. Nur 50 Orte, also genau ein Neuntel, sind hierher zu rechnen. Mehr als doppelt so hoch (110) ist die Zahl der Formen mit der *Endung ow*. Während dieses Suffix sonst für die Adjectiva possessiva, die aus Personennamen entstanden sind, charakteristisch zu sein pflegt, haben wir es in der Mittelmark fast ausschließlich mit appellativen Bildungen zu tun. Appellativa dienen gewöhnlich zur Bezeichnung des Bodens und seiner Eigenschaften, des Wassers, der Pflanzen- und Tierwelt, des Aufenthalts oder der Beschäftigung der Bewohner und sonstiger

---

und Priscere cum tribus tractibus sagenae in stagno Zwilowe 1205 (R A X 189), 2. aus einer Urkunde von 1217, in der es heißt: Prescele, quod antiquo nomine dicitur Teskendorf (R A XXIV 238). Auch *Krabbo* (S. 108) hält sie für gleichbedeutend. Aber um Prützke kann es sich nicht handeln, wie man bisher stets behauptet hat. Die beiden im Ldb. S. 127 bei Prützke erwähnten stagna sind der Görn- und Dunkel-See, die drei Garnzüge sind aber eine Fischereigerechtigkeit im Schwielow-See, an dessen Ufern das Dorf gelegen haben muß. Nördlich der Bucht bei der Ziegelei Löcknitz ist in der Tat auf dem alten Meßtischblatt ein Tiesendorfer Berg (vgl. Tesekendorp) eingezeichnet.

1) Im dritten Bande der „Territorien der Mark Brandenburg".

2) Die genauen Titel stehen im Literaturverzeichnis.

sinnfälliger Eigentümlichkeiten des betreffenden Ortes. Da derartige Wortbildungen in unserem Gebiet vorherrschend sind, finden sich häufig die zugehörigen Suffixe (41 *in*, 17 *witz*, 28 *ik*) oder die Wortstämme selbst (in 169 Fällen). Dazu kommen noch 36 Komposita, die einen slawischen Stamm mit einer deutschen Endung verbinden.

Unter den scheinbar slawischen Ortsnamen gibt es solche, deren Erklärung aus der slawischen Sprache auf erhebliche Schwierigkeiten stößt. Nicht wenige lassen sich aber auf alte deutsche Wortstämme zurückführen. Kommen die gleichen Namen im altdeutschen Sprachgebiet vor, so ist ihre Übertragung aus der Heimat in das Einwanderungsland immerhin möglich, wenn auch wenig wahrscheinlich. Trifft das aber nicht zu, so muß man annehmen, daß einige Reste der Semnonen in der Heimat zurückblieben und die Namen ihrer Siedelungen auf die einwandernden Slawen vererbten.[1] Diese Vermutung ist neuerdings von prähistorischer Seite einwandfrei bestätigt. *Die Semnonen haben den Heimatboden in zwei großen Wanderzügen etwa um die Jahre* 200 *und* 350 *nach Christi Geburt verlassen, aber Reste des Stammes sind sitzen geblieben*, denn ein Teil der ausgegrabenen Friedhöfe der römischen Eisenzeit läßt sich auf Grund des Fundmaterials bis in das 6. nachchristliche Jahrhundert belegen.[2] Der Einschnitt in der Intensität der Besiedelung zwischen dem Abwandern der Semnonen und dem Einrücken der Slawen ist mithin nicht so scharf, wie *Max Bolle*[3] glaubte. Wir müssen daher die Frage aufwerfen, *wieviel altdeutsches Sprachgut in den scheinbar slawischen Namen steckt.* Der Nachweis wird allerdings nicht leicht sein, denn zuerst verstanden die Slawen den deutschen Namen nicht und paßten ihn ihrem eigenen Sprachgebrauch an, ein halbes Jahrtausend später machten es die deutschen Einwanderer ebenso. Bei dem zweimaligen Wechsel kann eine doppelte Umformung stattgefunden haben, die in einzelnen Fällen jeden Versuch einer Erklärung von vornherein zum Scheitern bringt.

Die alte Endung ede (bzw. ithi), die nach *Schlüter* in der ersten Periode (vor 300 nach Christi Geburt), d. h. zur Semnonenzeit, entstanden ist, findet sich in Niebede, Markede und Gelithi. Bei Niebede hält *Förstemann*[4] eine Erklärung aus dem Deutschen allerdings nicht mehr für möglich. Marquede und Markow im Havelwinkel möchte *Brückner*[5] aus der slawischen Sprache ableiten; ich möchte mich jedoch für die Herkunft von dem deutschen Wort „Mark" einsetzen. Bei der Erklärung von Gelithi wollen wir etwas länger verweilen. Am 3. Juli 993 schenkte Kaiser Otto III. der Äbtissin von Quedlinburg duo loca, Poztupimi et Geliti dicta, in provincia Hevellon et in insula Chotiemuizles sita.[6] Daß hiermit Potsdam und

---

1) Unsere Ansicht unterscheidet sich also von der sogenannten „Urgermanentheorie" dadurch, daß die zurückbleibenden Reste der Germanen im Laufe weniger Generationen in den Slawen aufgingen und nicht die gesamte Slawenzeit hindurch sich völkisch behaupteten.

2) Vorstehende Mitteilung verdanke ich Herrn Dr. *Walter Matthes*, dessen Dissertation „Die nördlichen Elbgermanen in spät- und nachrömischer Zeit" zugleich mit unserer Untersuchung entstanden ist.

3) Siehe *Bolle* I, S. 27.

4) Siehe *Förstemann* II, S. 392.

5) Siehe Brückner, S. 42 und 76, wo die beiden genannten Orte vom altslawischen Verbum mrukati = dunkeln abgeleitet werden.

6) R A XI 153. Siehe auch „Geschichte der Stadt Potsdam", herausgegeben von *Julius Haeckel* 1912, S. 7 f.

Geltow gemeint sind, die auf einer Insel, dem Potsdamer Werder, im Havellande liegen, kann nicht bezweifelt werden. Geliti, das im Mittelalter später zu Gelt verkürzt worden ist, besteht aus dem Stamm Gel und der Endung iti = ede. Gel ist ein niedriger Grund, durch den ein Wasserlauf zieht,[1] eine Deutung, die die Gegend, in der Geltow liegt, prachtvoll charakterisiert. Dagegen erscheint die von *Hey* angeführte Erklärung aus der slawischen Sprache an den Haaren herbeigezogen. Ein anderes Gelithe, das 1140 auftaucht, hat sich noch vor 1200 zu Gelede entwickelt; es ist das jetzige Gielde am Warne-Bach im Kreise Goslar. Da an eine Namenübertragung aus dem nördlichen Harzvorland in den Havelgau vor 1157, dem Jahre der beginnenden Kolonisation, nicht zu denken ist, vielmehr umgekehrt eine Verpflanzung in westlicher Richtung durch die Völkerwanderung angenommen werden darf, haben wir in Geltow einen Namen aus der vorslawischen Zeit zu erblicken. Ein zweites derartiges Beispiel ist *Glindow*, das im Mittelalter Glinde geschrieben wurde. Auf die Endung ow in heutigen Ortsnamen ist kein Wert zu legen; sie wurde oftmals, wie wir hier sehen, erst in der Neuzeit dem Stamme angehängt; daß man dabei ganz wahllos vorging, zeigt uns das Potsdamer Erbregister von 1700, in dem sogar Eichow und Grubow statt Eiche und Grube zu lesen steht! *Brückner*[2] will den Ortsnamen Glinde, der in den Kreisen Stormarn, Kalbe und Zauche auftritt, vom altslawischen Glina = Lehm ableiten, weil Glindow bei Werder die besten Ziegeleien der Umgebung hat. Aber wo bleibt das d? Da ist eine Erklärung aus dem Mittelniederdeutschen einleuchtender, wo glind eine Umzäunung nach Art eines Lattenzauns bedeutet.[3] Vergegenwärtigt man sich die Lage von Glindow auf einer rings von Seen und Alluvium umschlossenen Talsandinsel und die Schilderungen von den Orten im Oderbruch vor dessen Urbarmachung, als sie sich noch hinter stattlichen Erdwällen verbargen, die man durch Holzzäune zu verstärken und zu erhöhen suchte, so wird man der Erklärung *Förstemanns* den Vorzug geben. Deutsche Stämme und Endungen haben Saaringen,[4] Gräningen[5] und Crelingen.[6] Auch das Dorf Kriele findet sich in seiner ältesten Schreibweise Krele[7] in Kriel (Crele)[6] bei Köln wieder; ihm ist Krielow (Crile) in der Zauche an die Seite zu stellen. Weseram[8] hat in Wezeren bei Landen (Provinz Lüttich) eine Parallele, Bamme[9] treffen wir in gleicher Form bei Zülpich wieder an. Beeren im Teltow möchte *Spatz*[10] vom altdeutschen Personennamen Bero ableiten. Der Stamm von Nudow kann ebenso wie die Flußnamen Nuthe und Notte nur deutsch sein, da Nud als Fuge oder Rinne zu deuten ist.[11] Bei einer systematischen Erklärung aller Ortsnamen würden sich die angeführten Beispiele sicherlich beträchtlich vermehren; doch genügt schon diese Auswahl, um die Mög-

---

1) Siehe *Förstemann* I, 1031 f. Die Gehle ist ein häufiger niederdeutscher Flurname; vgl. auch den Ortsnamen Gheel in der Campine.

2) Siehe *Brückner*, S. 72.

3) *Förstemann* I, S. 1067.

4) *Förstemann* II, S. 684.

5) *Förstemann* I, S. 1090. Grening ist eine Wüstung im Kreise Soest.

6) *Förstemann* I, S. 1730. Krelingen findet sich noch zweimal in Niedersachsen (Kreis Fallingbostel und Kreis Helmstedt). Ebendort Kriele.

7) Belegstellen in der Ortsnamentabelle.

8) *Förstemann* II, S. 1279.

9) *Förstemann* I, S. 354.

10) *Willy Spatz*, Der Teltow, Bd. I 1905, S. 30.

11) *Förstemann* II, S. 425.

lichkeit der Erklärung scheinbar slawischer Ortsnamen aus dem altdeutschen Sprachschatz zu zeigen.

Nach dieser Abschweifung auf philologisches Gebiet müssen wir noch kurz der Tatsache gedenken, daß es vornehmlich die Kanzlei- und Schriftsprache gewesen, die viele Namensformen verändert hat, während sich im Volksmund des öfteren die der ursprünglichen näher kommende Form erhalten hat.[1] Das karolinische Landbuch ist daher bei der Betrachtung der Ortsnamen nur mit Vorsicht zu benutzen. Wie Knobelok in ihm zum erstenmal in seiner deutschen Form auftritt,[2] so ist Rodeses, das heutige Rotzis, in das einfach unsinnige „Rodense" umgewandelt worden.[2]

Hans Witte glaubte,[3] daß die slawischen Ortsnamen uns über die einstige Ausbreitung slawischer Besiedelung jede gewünschte Auskunft geben und nur bei der Frage versagen, wie lange diese Siedelungen ihren slawischen Charakter bewahrt haben. Mit dieser vor zwanzig Jahren geäußerten Ansicht verwickelt man sich indessen bei eingehender Forschung auf Schritt und Tritt in Widersprüche. So müssen wir sie endgültig fallen lassen. *Die Ortsnamen* bilden vielmehr, allein für sich, aus mehreren Gründen *ein sehr unsicheres Merkmal der Nationalität.*

Zunächst bot die bereits von den Slawen auf ihren Streifzügen benannte Natur mancherlei Anhaltspunkte in Bach-, Wald- und Flurnamen, die von den Deutschen übernommen werden konnten.

Sodann besteht die Möglichkeit, daß slawische Namen aus den Gebieten westlich der Mittelmark, d. h. aus älterem in jüngeres Kolonialland übertragen worden sind. Anderseits kann der westlicher liegende Ort seinen Namen von einem Ort der Mittelmark erhalten haben, denn die Einwanderung der Slawen im 6. und 7. Jahrhundert ging in ostwestlicher Richtung vonstatten. Je weiter westlich ein slawischer Ort liegt, desto jünger dürfte er im allgemeinen sein. Eine Übertragung von Westen nach Osten zur Kolonisationszeit darf man mit Fug und Recht nur dann annehmen, wenn ein slawischer Name in Gesellschaft deutscher Namen verpflanzt ist.

Drittens sind eine Reihe slawischer Orte gelegentlich des Einzuges deutscher Kolonisten umgenannt worden. Urkundliche Belege hierfür wurden schon angeführt. In dem Fall Plötzin behielt der bodenständige slawische Name die Oberhand, eine Tatsache, die von Slawisten auch anderswo beobachtet worden ist. Ist aber der deutsche Name durchgedrungen, und können wir den Kampf beider Nationalitäten in den ältesten Urkunden nicht mehr verfolgen, so ist der alte slawische Name unwiederbringlich verloren; jedoch befähigen uns andere Merkmale, zu entscheiden, ob eine Umbenennung stattgefunden hat.

Viertens ist noch einmal auf die eigenartigen dialektischen Anpassungen und die daraus sich ergebenden Verstümmelungen der slawischen Namen hinzuweisen.

Endlich fünftens sei den Zusätzen Groß- und Klein- ein Wort gewidmet. An und für sich besagen sie nichts, da sie nicht ohne weiteres mit Deutsch- bzw. Wendisch- identisch sind.[4] Es wird bei solchen Namenspaaren, wie z. B. Groß- und Klein-Kienitz, erst besonders zu untersuchen sein, welches das ursprüngliche Slawendorf ist. Man muß sich dabei fragen, ob die Deutschen in der Nachbarschaft des Slawendorfes einen Ort gleichen Namens gründeten oder ob sie die eingeborenen

---

1) Siehe *Hey,* S. 29 ff.
2) Belegstellen in der Ortsnamentabelle.
3) Siehe *Witte,* S. 14 ff.
4) Siehe *Albrecht Ernst,* Kritische Bemerkungen, S. 2 f.

Slawen aus ihrem Dorf verdrängten und sie dadurch zur Verlegung ihrer Wohnstätten an einen weniger günstigen Platz veranlaßten.

Unter diesen Umständen scheinen die Ortsnamen für die Ermittelung der Nationalität wenig geeignet zu sein. Sie sind bisher viel zu sehr bevorzugt worden, ja haben oft genug den Ausschlag gegeben. Ein so weitgehendes Vertrauen können wir ihnen nicht mehr schenken. Dennoch gibt es Fälle, bei denen wir — auf sie allein angewiesen — nur aus ihnen unsere Schlüsse ziehen können.

2. Die Ortsformen

Neben den Ortsnamen sind namentlich die Ortsformen Gegenstand siedelungsgeographischer Betrachtung geworden. Während die Ortsnamen in ihrer Zugehörigkeit zur deutschen oder slawischen Sprache — abgesehen von den zweifelhaften Fällen — den nationalen Charakter deutlich zur Schau tragen, kann man das von den Ortsformen nicht behaupten. Nur die Untersuchung selbst kann ergeben, welche Formen den Slawen, welche den Deutschen zuzusprechen sind.

Hier sind daher nur Betrachtungen aus rein formalen Gesichtspunkten am Platze.

Die mittelalterlichen Ortsformen lassen sich nur aus den heutigen rekonstruieren. Diese zeigen deutlich zwei Bestandteile, den Kern und die Erweiterungen bzw. Veränderungen, die zuweilen auch negativ sind, indem ein Teil des alten Kernes verschwunden ist. Die Erweiterungen fallen fast ausschließlich in die Neuzeit. Das mittelalterliche Dorf ist eine planvolle, daher klar gegliederte Anlage, deren hervorstechendster Charakterzug die äußere Geschlossenheit ist. Sie läßt sich deswegen aus den Meßtischblättern in vielen Fällen noch gut ablesen. Wo diese uns im Stich lassen, wurde Schmettaus Kabinettskarte um Auskunft gefragt, so daß wir nur selten im Ungewissen bleiben.

Die Einteilung der Siedelungen nach ihrer Grundrißform stammt von *Otto Schlüter*.[1] Ihm können wir uns im wesentlichen anschließen, brauchen aber nur die in der Mittelmark vorkommenden Formen zu berücksichtigen, wodurch sich natürlich eine gewisse Modifizierung der Übersicht *Schlüters* ergibt. Mit folgenden Grundrißformen haben wir es in unserem Gebiet zu tun:

I. Kleinsiedelungen: 1624 Schäfereien und Meierhöfe, gegenwärtig Vorwerke, Gutshöfe und Gutsweiler (Vw., Gh. und Gw.).[2]

II. Dörfer:

1. vorwiegend flächenhaften Charakters:
   a) Rundling (R),
   b) Sackgasse (SG),
   c) Platzdorf (P),
   d) Haufendorf (H);
2. vorwiegend linienhaften Charakters:
   a) Gassendorf (G),
   b) breites Straßendorf (bS),
   c) schmales Straßendorf (sS),
   d) Angerdorf (A).

III. Flecken (Mf) und Städte (St) mit dorfähnlichem Grundriß oder mit planmäßig entworfenem Stadtgrundriß.

---

1) Siehe *Schlüter*, S. 294.

2) Die mitgeteilten Abkürzungen kamen in der Ortsnamentabelle zu allgemeiner Anwendung.

Wir gehen nun zur Erläuterung der genannten Formen über.

Kleinsiedelungen finden sich in unserem Gebiet im eigentlichen Mittelalter sehr selten, 1624 nicht gerade häufig. Sie hießen gewöhnlich curia (Hof), gelegentlich wohl auch allodium, proprietas, pheudum u. dgl. Seit etwa 1400 sprach man von einem Vorwerk oder einer Meierei; das Schoßregister von 1624 nennt alle Kleinsiedelungen Schäfereien, denn die meisten derartigen Einzelgehöfte wurden als Schäfereien gegründet und erst später durch Betriebserweiterung zu Meiereien mit vorwiegender Rindviehzucht und zu Vorwerken mit vorwiegendem Ackerbau umgestaltet. Der Prozeß der Bildung solcher selbständigen Betriebe war 1624 in vollem Gange.

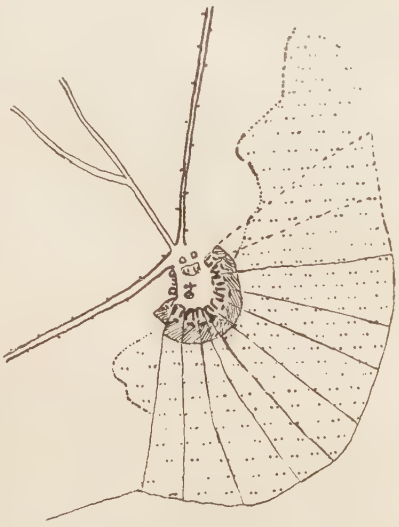

Abb. 1. Räsdorf bei Beelitz

Der *Rundling* ist selten kreisrund, wie etwa Wendisch-Bork, meistens etwas länglich als Oval oder Hufeisen ausgebildet (siehe Abbild. 1). Er hat zwei sichere Kennzeichen: 1. die fächerförmige Struktur der ganzen Anlage und 2. nur einen einzigen Aus- und Zugang. Die Gehöfte und die hinter ihnen liegenden Gärten haben Trapezform; der Besitz jedes einzelnen gleicht einem Keil, dessen Spitze gegen den Dorfplatz vorgetrieben wird. Ursprünglich ist der Rundling nur an einer Stelle zugänglich; alle übrigen Ausgänge sowie etwaige Auflockerung und Unvollständigkeit gehen auf spätere Veränderungen zurück. Die klassische Definition des Rundlings von *August Meitzen*[1] gilt noch heutigentags: „Die Gehöfte liegen um einen runden oder ovalen, nur durch einen einzigen Weg zugänglichen Platz, auf dem das Vieh stehen und leicht abgeschlossen werden kann. Die Höfe und Giebelseiten der Häuser drängen sich eng zusammen, die Gärten laufen keilförmig breiter aus." Wem dies und die Skizze nicht genügt, um sich eine Vorstellung vom Rundling zu machen, den möchte ich auf die Fliegerbilder in *Gustav Wolfs* weit verbreitetem Buch über das norddeutsche Dorf aufmerksam machen.[2]

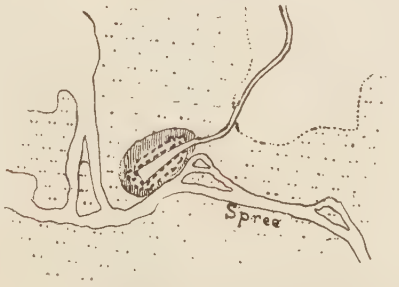

Abb. 2. Rahnsdorf bei Cöpenick

Eine Abart — oder, wenn man *Hennig* beipflichtet, eine Weiterbildung — des Rundlings ist die *Sackgasse* (siehe Abb. 2). *Alfred Hennig*[3] ist nämlich der Ansicht, daß die Sackgasse aus dem Rundling entsteht, indem an dessen Ausgang, der einzigen Stelle,

1) *August Meitzen*, Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland und ihre Besiedelung der Slawengebiete 1879, S. 36 ff.

2) *Gustav Wolf*, Das norddeutsche Dorf 1923, S. 180. Es ist dasselbe Dorf, das Abb. 1 zeigt. Das Bild S. 168 ist von *Wolf* falsch unterschrieben; einen Rundling Grüneberg i. M. gibt es nicht!

3) Siehe *Hennig*, S. 27 ff.

an der es möglich ist, ohne gleichzeitig die Struktur zu zerstören, eine Gasse angebaut wird. Die neue Form kann nun an der Nahtstelle einen deutlichen Knick aufweisen oder auch abgerundet sein. Im allgemeinen wird man die kantig ausgestalteten Rundlinge als Sackgassen bezeichnen dürfen.

Das *Platzdorf* unterscheidet sich von den beiden eben besprochenen Formen vor allem dadurch, daß es mehrere gleichwertige Zugänge hat, nach deren Anzahl sich meistens die Form des Platzes richtet. Was *Schlüter*[1] als Platzdorf bezeichnet, ist meines Erachtens nur ein aufgelockerter Rundling. Ich habe mich der Ansicht *Lauburgs* angeschlossen[2] (siehe Abb. 3).

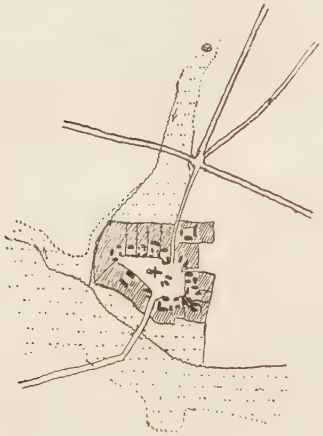

Abb. 3. Niebede (Havelland)

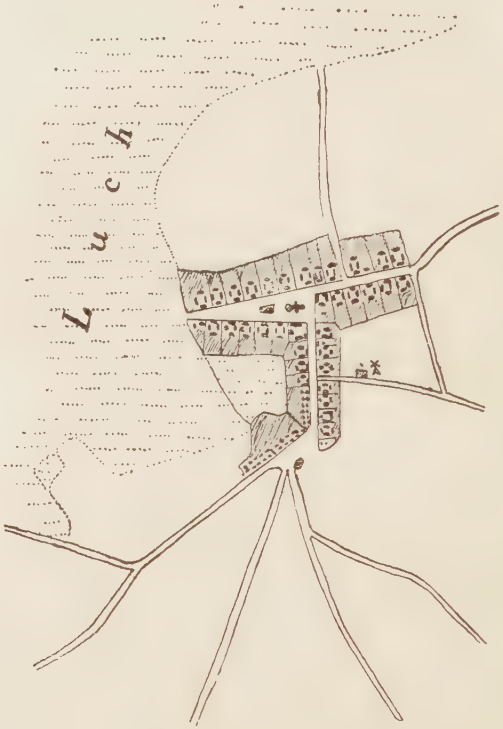

Abb. 4. Garlitz (Havelland)

Abb. 5. Klistow bei Trebbin

Als *Haufendörfer* bezeichnen wir nur diejenigen, die infolge starker Erweiterungen oder Umbauten des mittelalterlichen Kernes verlustig gegangen sind. Sie gehören glücklicherweise zu den Seltenheiten.

Die linienhaften Grundrisse zerfallen äußerlich in zwei Gruppen, die Gassendörfer einer-, die Straßen- und Angerdörfer anderseits.

1) Siehe *Schlüter*, S. 299 und S. 309 ff.
2) Siehe *Lauburg*, S. 72 ff.

Das *Gassendorf* (siehe Abb. 5) hat mit dem Rundling die Tatsache gemeinsam, daß es nur einen Zugang besitzt. Im übrigen stehen sich die Gehöfte in zwei Zeilen an einer mehr oder weniger breiten Gasse gegenüber, die sich zuweilen zu einem rechteckigen Platz erweitert.

Die drei noch übrig bleibenden Dorfformen stimmen darin überein, daß beide Enden der Dorfstraße von der Feldflur her zugänglich sind. Die vierseitig bebauten Hofstellen reihen sich eng aneinander und stehen sich in zwei parallelen Zeilen gegenüber. Die Unterscheidung der drei Formen ist nicht ganz leicht, aber von großer Bedeutung.

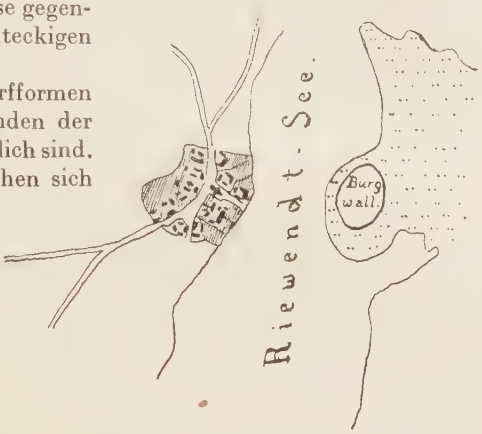

Abb. 6. Riewendt (Havelland)

Das *breite Straßendorf* (siehe Abb. 6) ist meistens sehr kurz und weniger regelmäßig ausgebildet als die beiden anderen Formen. Die kurze Straße ist bald von gleicher Breite, bald an den beiden Ausgängen etwas enger. Einige kleine Dorfteiche, vielleicht auch ein kleines Haus (z. B. die Schmiede) finden auf ihr Platz.

Das *schmale Straßendorf* (siehe Abb. 7) ist etwas länger als das vorige, mitunter sogar von beträchtlicher Ausdehnung. Die Breitenmaße sind etwa die der Landstraße, doch ist die Breite in der Mitte manchmal um eine Kleinigkeit größer als an den beiden Enden. Sobald die Verbreiterung der Straße in der Mitte so groß wird, daß für einige Teiche, die Kirche samt dem Kirchhof und für mehrere kleine Hofstellen Raum übrig bleibt, müssen wir vom *Angerdorf* sprechen (siehe Abb. 8).[1]

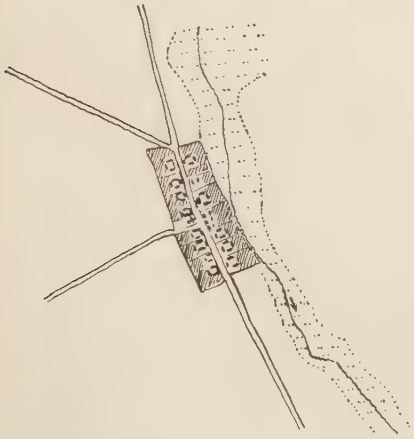

Abb. 7. Wernitz bei Nauen

Abb. 8. Heiligensee

1) Das entsprechende Fliegerbild siehe bei *Gustav Wolf*, a. a. O. S. 169.

Wo diese einfachen Formen schon im Mittelalter durch Anbau erweitert wurden, wie in Garlitz (siehe Abb. 4), bleibt der Eindruck der Geschlossenheit dennoch erhalten. Das hat seinen Grund im Wegenetz. Die von allen Seiten über die Feldflur herbeiführenden Landwege müssen sich vor den wenigen Ausgängen vereinigen, ehe sie gemeinsam in das Innere des Dorfes gelangen können. Ist der Anbau schon in der Zeit der Kolonisation entstanden, so werden sich die Feldwege an seinem Ende treffen, ist er eine nachträgliche Erweiterung, so wird er sich offensichtlich an einem der Feldwege entlang ziehen. Im ersten Falle ist der Anbau ein Teil der geschlossenen Dorfanlage, im zweiten ein Anhängsel, das sich vom mittelalterlichen Kern abtrennen läßt.

Der *Eindruck der Geschlossenheit* wird noch dadurch verstärkt, daß die Dörfer im Mittelalter stets von einer undurchdringlichen Hecke, manchmal sogar von Wall und Graben umgeben waren. Überreste solcher Umwallungen hatten sich bis ins vorige Jahrhundert erhalten.

Über die Flecken und Städte mit dörflichem Grundriß brauchen wir nach diesen Ausführungen kein Wort mehr zu verlieren.

Bei der *Gliederung der Stadtgrundrisse* können wir uns an die drei Arbeiten von *Klaiber*, *Siedler* und *Geisler*[1] halten, in denen das System entwickelt worden ist. Sie haben die landläufige Ansicht von dem Gegensatz zwischen den gewordenen Städten westlich und den gegründeten Städten im Koloniallande östlich der Elbe gründlich widerlegt. Nach ihren Forschungen verdankt der Stadtgrundriß im wesentlichen drei Elementen seine Gestaltung: 1. den Plätzen (Markt- und Kirchplatz), 2. den Straßen, insbesondere den Verkehrsstraßen, und 3. der Aufteilung in Baublöcke. Wo letztere das Leitmotiv gewesen ist, sprechen wir vom Kolonialschema. Bei den mittelmärkischen Städten ist nun das Baublocksystem überhaupt nicht anzutreffen, dagegen erfreut sich der auf der Verkehrsstraße beruhende Grundriß allgemeiner Verbreitung. Die Zahl der Stadttore war meistens auf zwei beschränkt, die entweder an den beiden Enden der Durchgangsstraße standen oder gegeneinander versetzt waren, wie z. B. in Eberswalde.[2] Nicht selten knüpfte sich die Entstehung der Stadt an einen alten Kern (Nauen, Rathenow), an dessen Rand sich der Markt entwickelte. Doch können wir hier auf die näheren Einzelheiten nicht eingehen.

3. Die Gemarkungsgrenzen

Von der Dorfstätte, dem Zentrum der Gemarkung, begeben wir uns an ihre Peripherie. Schon ein flüchtiger Vergleich zweier Grundkarten aus West- und Ostdeutschland läßt die tiefgreifenden Unterschiede in der Gestaltung der Flurgrenzen erkennen. Wo sie sich nicht an Wasserläufe halten können, bemerken wir im Westen ein merkwürdiges Zickzack der Grenzziehung, im Osten dagegen eine weitgehende Regelmäßigkeit. Der Unterschied ist in der Art ihrer Entstehung begründet. In großen Teilen Westdeutschlands sind die einzelnen Siedelungen zunächst durch Ödlandstreifen, worunter in diesem Sinne auch der Wald zu verstehen ist, voneinander getrennt; erst der mittelalterliche Landesausbau bringt sie in unmittelbare Berührung und führt zur Abgrenzung der beiderseitigen Interessen; die so geschaffene Grenze ist das Produkt von Verhandlungen. Ostdeutschland wurde von den Deutschen besiedelt, als die Grenzlinie als solche bereits entwickelt war; hier wurden die einzelnen Feldmarken schon bei der ersten An-

1) Die genauen Titel stehen im Literaturverzeichnis.

2) Siehe *Siedler*, S. 107.

siedelung gegeneinander abgegrenzt und vermessen, und je dünner das Land von den Slawen besiedelt war, desto großzügiger konnte man vorgehen. So läßt sich unter anderem im Südosten des Landes Lebus eine 14 km lange fortlaufende Grenzlinie verfolgen, die sieben Feldmarken trennt! Achtet man auf diese Erscheinung, so sieht man, wie oftmals mehrere Dörfer durch eine gemeinsame Grenzlinie von besonderer Einfachheit umschlungen werden. Das läßt sich nur dadurch erklären, daß ein großes Stück Land en bloc vermessen und vergeben wurde und erst nachträglich die Einteilung im einzelnen stattfand.

Wo sich auffallende Unregelmäßigkeiten einstellen, sind neuzeitliche Veränderungen daran schuld. Wie dabei zu verfahren ist, soll uns ein Beispiel lehren. Zwischen Bernau und Blumberg liegt heutigentags das zur Gemeinde Blumberg gehörende Vorwerk Elisenau. Seine Ackerflächen sind offenbar aus den Nachbarfluren herausgeschnitten. Der ursprüngliche Zustand ist mit drei Strichen wiederherzustellen (siehe Abb. 9): Löhme ist um ein kleines Dreieck zu verkleinern, Börnicke ist um ein großes Dreieck zu vergrößern, Bernau hat den Acker westlich des Vorwerks zu dessen Ausstattung hergegeben. Sämtliche Nachbarfluren haben nunmehr eine überraschend einfache Gestalt, wie sie in der dortigen Gegend sonst gang und gäbe ist.

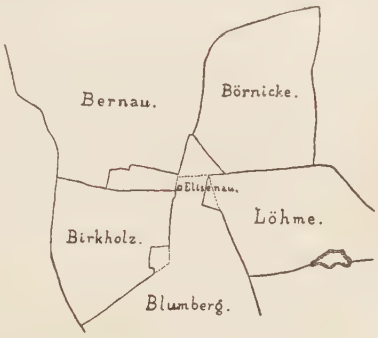

Abb. 9. Beispiel einer nachträglichen Grenzveränderung

4. Die Hufenabgaben

Welche Rolle die Anzahl der Hufen bei der Bestimmung der Nationalität des betreffenden Ortes spielt, werden die Ausführungen über das slawische Agrar- und Siedlungswesen zu zeigen haben. Hier wollen wir noch die von den Hufen geleisteten Abgaben betrachten. So seltsam es auf den ersten Blick erscheinen mag, wir können an dieser Frage nicht vorübergehen, seitdem die Hufenabgaben zur Feststellung der Nationalität herangezogen worden sind.

Das Landbuch und die späteren Register sprechen von dreierlei Abgaben: pactus, census und precaria. Die *Bede* (precaria) war zu Anfang eine von Zeit zu Zeit in unregelmäßigen Abständen vom Landesherrn erhobene außerordentliche Steuer, die durch die sogenannten Bedeverträge von 1280—82 in eine feste Abgabe von geringer Höhe umgewandelt wurde, da die Auflegung dieser Steuer überhandgenommen hatte und zu einer drückenden Last geworden war. Sie bestand aus Geld- und Fruchtbede. Der *Zins* (census) war eine Grundsteuer, die der Bauer an seinen Grundherrn zu zahlen hatte. Von Bedeutung für unser Problem ist die *Pacht* (pactus). Was wir darunter zu verstehen haben, sagt uns ein Satz des Landbuchs beim Dorfe Tempelhof: jede Hufe gibt die zehnte Mandel an Pacht von der ganzen Jahresernte.[1] Die Pacht ist also nur eine andere Bezeichnung für den kirchlichen Zehnten.

Verzehnfachen wir die im Landbuch mitgeteilten Pachtsummen, so erhalten wir ein Bild von der Ertragfähigkeit des Bodens zu jener Zeit. Die Richtigkeit dieser

1) Siehe Landbuch S. 44: Quilibet mansus dat decimam mandalam in pactum de omni annona.

Behauptung soll uns ein Vergleich mit der Gegenwart beweisen. Der gemeinsame Nenner der Rechnung ist durch die Hufe gegeben. Da die Grundsteuerreinerträge des preußischen Gemeindelexikons von 1885 auf den Hektar berechnet sind, muß zunächst die Größe der Hufen festgestellt werden. Sie ergibt sich durch Teilung des Ackerlandes in die Anzahl der Hufen. Das Produkt aus Hufengröße und Grundsteuerreinertrag muß nun in einem gewissen Verhältnis zu den Hufenabgaben des Landbuchs stehen. Da letztere in natura geleistet wurden, ist eine Umrechnung in Geldeswert erforderlich. Dabei ist der Einfachheit halber das damalige Wertverhältnis zugrunde gelegt worden, und zwar kostete ein Scheffel Hafer 5 denarii, Roggen oder Gerste 10 und Weizen 15.[1] Im Jahre 1913 berechnete sich der Einheitswert für Hafer, Gerste und Roggen gleichmäßig auf rund 12 M., für Weizen auf 16,40 M. für den Doppelzentner. Damals wurde ein Raummaß, jetzt wird ein Gewichtsmaß benutzt, was bei dem verschiedenen spezifischen Gewicht der vier Getreidesorten nicht zu vergessen ist. Berücksichtigt man diese zahlreichen Fehlerquellen unserer Rechnung, so muß man von dem Ergebnis überrascht sein.

	Hufengröße ha	Hufenabgaben denar.	Grundsteuerreinertrag × Hufengröße M.
Briest	16,36	70	51,20 (zu niedrig)
Riewendt . . .	8,60	60	78,84
Fohrde	12,52	75	102,91
Brielow	16,73	100	144,21
Lietzow	20,16	290	596,13 (sehr hoch)
Selbelang . . .	21,50	330	289,18 (zu niedrig)

Wenn sich bei sechs wahllos herausgegriffenen Orten des Havellandes eine so weitgehende Übereinstimmung in dem Wertverhältnis der Spalten 2 und 3 zeigt, so ist unsere Behauptung vollauf bewiesen.

Wir können damit die Hufenpacht schlechthin nicht mehr als Kennzeichen der Nationalität ansehen. Es hieße aber, das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man ihr jegliche Bedeutung für unsere Frage absprechen. Ist es doch in Urkunden verschiedentlich bezeugt, daß die slawische Hufe nur halb soviel Abgaben leisten konnte wie die deutsche, und daß sich die Pachtsätze für die slawische Hufe auf drei Scheffel Roggen und drei Scheffel Hafer, für die deutsche Hufe auf den doppelten Betrag beliefen. Ich gehe sogar so weit, den entsprechenden Geldwert für beweiskräftig zu halten. Da Roggen damals doppelt so hoch bewertet wurde wie Hafer, möchte ich z. B. aus einer Abgabe von vier Scheffel Roggen und einem Scheffel Hafer[2] ebenfalls auf die Existenz slawischer Hufen schließen.

Ob die Pachtsätze ursprünglich allgemein das Verhältnis 1 : 2 zwischen slawischen und deutschen Hufen zeigten und sich erst allmählich entsprechend dem wirklichen Ertrage differenzierten, bleibe dahingestellt; immerhin ist eine derartige Entwicklung durchaus nicht von der Hand zu weisen. Die Frage ist aber deshalb für uns ohne weitere Bedeutung, weil die Unterschiede im Landbuch bereits voll entwickelt sind und wir nur aus diesem Material unsere Kenntnis schöpfen können.

1) Siehe Anhang zum Landbuch.

2) Vgl. Lühsdorf in der Zauche, Landbuch S. 120.

Sobald die Abweichungen von den angegebenen Pachtsätzen 10 % überschreiten, werden die Hufenabgaben des Landbuchs für uns unbrauchbar. So sind die Grenzen der Verwendbarkeit auch in diesem Punkte genau umschrieben.

DIE PHYSISCH-GEOGRAPHISCHEN GRUNDLAGEN

A. Die Oberflächengestaltung

1. Allgemeine Lage, Abgrenzung und Einteilung

Das nordostdeutsche Flachland gliedert sich seinen Oberflächenformen nach in drei Zonen: den baltischen Landrücken parallel der Ostseeküste im Norden, den südlichen Landrücken, dessen bekanntestes Stück der Fläming ist, im Süden und zwischen beiden die tiefer gelegene Zone der sogenannten Urstromtäler. Diese Tiefenzone beginnt an der Elbe und im Havelwinkel zwischen Havel und Elbe in einer Breite von nur wenigen deutschen Meilen, sie gewinnt aber nach Osten schnell an Ausdehnung. Das spiegelt sich deutlich in der Gestalt der Mittelmark wider, die den westlichen Abschnitt derselben einnimmt. Im Süden berührt sie mit der Stadt Treuenbrietzen den Rand des Flämings, im Norden erreicht der baltische Landrücken im uckermärkischen Endmoränenbogen seinen südlichsten Punkt bei Liepe an der Oder. So liegt unser Gebiet in seiner gesamten Ausdehnung innerhalb der genannten Tiefenzone und bildet nur einen Ausschnitt aus einer größeren Landschaft von einheitlichem Gepräge.

Bestimmend für die *Einteilung der Mittelmark* in kleinere Bezirke sind vor allem die großen Talzüge geworden,[1] die im Mittelalter mehr trennend als verbindend wirkten. Der südlichste Talzug unseres Gebietes ist das Baruther Haupttal; es zieht sich von Kottbus über Baruth, Luckenwalde und Brück in westnordwestlicher Richtung hin, um in zwei Armen durch das Fiener Bruch[2] und über Plaue das Elbtal zu erreichen. Das ihm parallele Berliner Haupttal wird durch die Städte Krossen, Fürstenwalde, Berlin und Nauen in seinem Verlauf gekennzeichnet. In ostwestlicher Richtung gelangt man im Eberswalder Haupttal aus dem Warthe- und Oderbruch durch die Finow-Niederung und das Rhinluch ebenfalls zum Elbtal.

Die letztgenannten beiden Talzüge umgrenzen in dem Abschnitt zwischen der Oderlinie Fürstenberg—Frankfurt—Küstrin im Osten und der Havellinie Bötzow—Spandau im Westen die Plateaus des *Barnim* und des Landes *Lebus*. Beide Landschaften werden getrennt durch die Tiefenlinie der Stobberow und Löcknitz, die ihren Ursprung in dem einstigen Erosionstal des Roten Luches haben. Westlich der Havellinie verschmälert sich der Abstand der beiden Talzüge infolge ihrer verschiedenen Richtung sehr schnell; hier bleibt nur Raum für das Ländchen *Glien* und für das noch kleinere Ländchen *Bellin*, an dessen westlichem Ende bei Lentzke die Vereinigung beider Talzüge stattfindet.

Zwischen dem Berliner und Baruther Haupttal lassen sich die Landschaften *Havelland*, *Zauche* und *Teltow* herausschälen. Der Teltow wird von der Dahme, Spree und Nuthe auf drei Seiten begrenzt; im Süden fehlt eine ebenso scharfe

---

1) Darauf hat schon *A. Penck* (S. 495) aufmerksam gemacht.

2) Der Artikel steht noch nicht fest; entsprechend dem Genus von „*das* Luch" habe ich mich für das Neutrum entschieden.

Grenzlinie. Havelland und Zauche bilden zusammen den Havelgau, wenn man die Havel als gemeinsame Verkehrsbasis auffaßt. Die Zauche, von Havel, Plane und Nieplitz-Nuthe umgrenzt, ist in Treuenbrietzen mit dem Rand des Flämings innig verwachsen. Das Havelland hat seinen Namen von dem Fluß, der es auf drei Seiten umfließt; im Norden führt das Rhinluch eine scharfe Trennung vom Lande Ruppin herbei. In dieser Umgrenzung umfaßt

das Havelland	2 527 qkm	(einschl. Glien und Bellin)
die Zauche	1 070 „	
der Teltow	1 105 „	
der Barnim	2 014 „	
das Land Lebus	1 640 „	
mithin die gesamte Mittelmark .	8 356 qkm.	

Im einzelnen weichen die heutigen Kreisgrenzen nicht selten von den natürlichen Grenzen ab, so daß unsere Landschaften in ihrer Größe mit den Kreisen der Gegenwart nicht übereinstimmen.

2. Die Oberflächenformen und ihre Entstehung[1]

Von einer so eingehenden Behandlung der Oberflächenformen, wie sie *Alfred Grund* durchgeführt hat, können wir absehen, da wir ja nicht die Veränderungen der Topographie in unserem Gebiete feststellen wollen. Anderseits darf aber eine Betrachtung des Siedelungs- und Agrarwesens den Boden, der die eigentliche Grundlage jeder Siedelung bildet, nicht außer acht lassen. Jedoch wollen wir uns so kurz wie möglich fassen und bei dem folgenden Überblick nur die Tatsachen berücksichtigen, die für die Besiedelung der Mittelmark von besonderer Bedeutung geworden sind. Die Auswahl aus der Fülle des Materials zu treffen, war nicht immer leicht; es mußte aber schon deswegen geschehen, weil die Entstehung der Einzelformen zum Teil unsicher und insgesamt lebhaft umstritten ist.

Die Mittelmark ist ein Tiefland, keine Tiefebene! Mag auch die Bezeichnung „Berg und Tal" etwas anspruchsvoll erscheinen, in einigen Teilen sind die Höhenunterschiede doch nicht unbeträchtlich. So besteht zwischen der höchsten Erhebung, dem Semmelberg, südwestlich von Freienwalde, und dem tiefsten Punkt, dem Wasserspiegel der alten Oder, eine Differenz von 155 m.

Das Relief unseres Heimatbodens ist durch den Wechsel größerer und kleinerer Hochflächen und weiter Talzüge gekennzeichnet.[2] Beide, Hochflächen wie Täler, bestehen aus quartären Ablagerungen. Der prädiluviale Untergrund tritt nur an wenigen Stellen von geringer Ausdehnung an die Oberfläche. Eine derselben, die Rüdersdorfer Trias, ist für die Auffassung von der Entstehung des norddeutschen Bodens von entscheidender Bedeutung geworden. Die in der glattgehobelten Oberfläche des Muschelkalks im Jahre 1875 dort aufgefundenen Schrammen[3] erbrachten den Beweis für die ehemalige Tätigkeit von Gletschereis. Die damals aufgestellte *Inlandeis-Theorie* ist inzwischen durch zahllose Beobachtungen bestätigt worden;

1) Der Darstellung liegen zugrunde: die Geologische Karte von Preußen 1 : 25 000 und ihre Erläuterungen (bisher 88 Blätter erschienen; 6 Blätter, die Teile des Landes Lebus umfassen, stehen noch aus), die Geologische Übersichtskarte von Deutschland (Blätter 76, 77, 89 und 90) 1 : 200 000, ferner *Wahnschaffe-Schucht*, *Wunderlich* und *Solger* (siehe Literaturverzeichnis) sowie eigene Kenntnis des Landes.

2) Vgl. *Penck*, S. 481.

3) Siehe *Wahnschaffe-Schucht*, S. 61.

die Tatsache, daß der größte Teil Nordeuropas einst von einem gewaltigen Inlandeis bedeckt war, ist von der Wissenschaft allgemein anerkannt. Aber der Verlauf im einzelnen ist noch nicht sicher festgestellt.

Auch über die Entstehung der Einzelheiten des nordostdeutschen Flachlandes gehen die Meinungen weit auseinander. Die allgemein verbreitete Ansicht, von *G. Berendt* begründet, denkt sich die großen Talzüge „nacheinander von Süd nach Nord am Rande des immer weiter nach Norden zurückschmelzenden Inlandeises durch seine Schmelzwässer"[1] entstanden und bezeichnet sie daher als Urstromtäler. *K. Keilhack* suchte diese Ansicht zu stützen, indem er „die großen alten Talzüge mit den durch die Endmoränen angezeigten Rückzugsetappen des Inlandeises in spezielle Beziehung"[2] brachte. Hiernach wäre das heutige Relief ein Werk der Schmelzwässer der letzten Eiszeit, insbesondere der unmittelbar auf sie folgenden Abschmelzzeit. *Friedrich Solger* dagegen behauptet,[3] die Tätigkeit der letzten Vereisung sei mehr erodierender als aufschüttender Art gewesen. Die Menge der Schmelzwässer und ihre Schuttführung am Ende der Eiszeit hält er für wesentlich geringer, als man bisher allgemein angenommen hat. Alte Spreemäander bei Hangelsberg und die Deltabildungen bei Erkner deuten nach *Solger* auf einen Schmelzwasserstrom von der Größe der heutigen Oder bei Frankfurt. Bedarf diese Hypothese im einzelnen auch noch der Ausgestaltung, so hat sie doch den großen Vorzug, daß sie die Annahme einer vierfachen Vereisung Norddeutschlands erlaubt, die den vier alpinen Eiszeiten von *Penck* und *Brückner* entsprechen würde.[4]

Der Verlauf der großen *Talzüge* dürfte bereits in dem prädiluvialen Untergrunde vorgezeichnet sein, da er großenteils in das System der herzynischen Streichrichtung (von Ostsüdost nach Westnordwest) hineinpaßt. Trifft das zu, dann ist die Nivellierung der vorhandenen Höhenunterschiede, die die Ablagerung der Grundmoräne mit sich brachte, nicht so groß gewesen, die bestehenden Unterschiede völlig zu verwischen. Als flache Mulden werden sich die prädiluvialen Täler selbst unter den ungünstigsten Umständen erhalten haben; sobald aber bei der Tätigkeit der Schmelzwässer die Ablagerung von der Erosion abgelöst wurde, mußten die Niveauunterschiede zwischen Tal und Hochfläche wieder stärker betont werden. Daß die Sande, welche die weiten Talungen einnehmen und deshalb Talsand heißen,[5] ein Werk glazialer Schmelzwässer sind, kann man nicht bezweifeln, wohl aber, daß sie von den Schmelzwässern der letzten Eiszeit aufgeschüttet wurden. Man wird sie im wesentlichen der zweiten und dritten Vereisung zurechnen müssen.

Die *Hochflächen* setzen sich aus Geschiebemergel, -lehm und -sand zusammen. Sie bilden die unter dem Eis abgelagerte *Grundmoräne* desselben und treten uns in unserem Gebiete auf weite Strecken hin als eine fast ebene oder flachwellige, nur in Teilen des Barnim und Landes Lebus als eine kuppige Landschaft entgegen. Die Oberfläche der Grundmoräne, namentlich der flachwelligen, ist durch schmale, teils flache, teils tiefe *Rinnen* gegliedert und durch zahlreiche kleine Pfuhle, die sogenannten *Sölle* belebt. Über die Entstehung der Sölle sind sich die Geologen

1) Siehe *Wahnschaffe-Schucht*, S. 215.
2) Siehe *Wahnschaffe-Schucht*, S. 216.
3) Siehe *Solger*, S. 20 ff.
4) Die Begründung siehe bei *Solger*, S. 41.
5) Siehe *Wahnschaffe-Schucht*, S. 234 ff. und *Solger*, S. 38.

noch nicht einig.[1] Die Rinnen sind als Schmelzwasserrinnen aufzufassen. Die kleinen Plateaus des Havellandes haben sie nur in beschränktem Maße zur Entwicklung kommen lassen. Am bekanntesten ist hier die Rinne, die von Seeburg über den Großglienicker und Sakrower See zur Havel zieht und sich jenseits des Flusses im Heiligen See fortsetzt. Auch auf der Teltow-Hochfläche sind sie nicht zu voller Entfaltung gelangt. Doch machten die Schmelzwässer beim Rückzug des Eises hier den Versuch, dem weichenden Eisrand in den Rinnen zu folgen. So kommt es, daß der Süden des Teltow in einzelne Inseln aufgelöst ist und sich heute allenthalben mehr oder weniger breite Wiesenstreifen oder Bachauen auch im Inneren der Hochfläche finden. Großartig entwickelt sind solche Rinnen und Rinnensysteme im Barnim und Land Lebus. Letzteres wird durch die Rinne, die vom Kersdorfer See über Falkenhagen und Neuentempel nach Platkow läuft, in eine westliche und östliche Hälfte geteilt. Die strategische Bedeutung dieser Falkenhagener Seenrinne wird durch die Burg gleichen Namens und die Komturei Lietzen hinreichend beleuchtet. Mehrere parallele Rinnen durchziehen die Barnimhochfläche, ohne sie indessen völlig zu durchqueren. Im kuppigen Oberbarnim sind sie schmal und tief, etwa wie die Rinne der landschaftlich besonders reizvollen Gamensee, im Niederbarnim sind sie breiter und flacher; fehlt jenen mitunter der einheitliche Abfluß, so werden diese von kleinen Bächen und Rinnsalen durchzogen. Wir werden später sehen, wie sich diese Unterschiede hinsichtlich der Formengebung im Siedelungsbild äußern.

Die durch die Rinnen hervorgerufene Gliederung vermag aber nicht beim Barnim und Lande Lebus den Eindruck des großen geschlossenen Plateaus zu verwischen. Das ist letzten Endes in den absoluten Höhenverhältnissen begründet; denn je niedriger das Land war und je tiefer der Boden der Rinnen lag, umso leichter fanden die aufgestauten Schmelzwässer durch die Rinnen den Weg nach Norden. Hierbei wurden die Rinnen so vertieft und verbreitert, wodurch sie den Charakter von Flußtälern annahmen, daß das betreffende Plateau in mehrere Teile zerstückelt wurde. So erklärt es sich, warum der Havelgau in so viele Inseln aufgelöst ist, während der Barnim und das Land Lebus ihren geschlossenen Plateaucharakter bewahrt haben. Diese sind nämlich im Durchschnitt höher gelegen als der Havelgau und der Teltow. Die Oberfläche des Landes Lebus bewegt sich in etwa 50—100 m Meereshöhe und liegt im allgemeinen im Süden, wo der Druck des Schmelzwassers zuerst einsetzte, höher als im Norden, konnte also dem Schmelzwasserdruck starken Widerstand entgegensetzen. Im Oberbarnim erhebt sich das große, stark kuppige Moränengebiet zwischen Freienwalde und Wilkendorf im Durchschnitt auf mehr als 100 m über dem Meeresspiegel und auch die östlich angrenzende Grundmoränenlandschaft ist nicht viel niedriger (80—90 m). Von hier aus senkt sich die Barnimhochfläche in westlicher, südwestlicher und südlicher Richtung ganz allmählich auf 50—60 m. Der alte Teltow ist, abgesehen von der Moränenlandschaft des Grunewaldes und einigen höheren Erhebungen am Südrand, eine fast ebene Platte, die sich nur bis zu 20 m über die umliegenden Niederungen erhebt. Auch das Havelland südlich des Berliner Haupttales dürfte ehemals ein einheitliches Plateau gewesen sein; da es jedoch im Durchschnitt nur 35 bis 50 m über Normalnull hoch lag, fiel es der Tätigkeit der glazialen Schmelzwässer zum Opfer. So zerfällt es heutigentags neben dem eigentlichen Havelland um Brandenburg, Rathenow und Nauen noch in das Havelland „auf der Heide", die

1) Siehe *Wahnschaffe-Schucht*, S. 125 f. und *Wunderlich*, S. 16 ff

Ländchen Friesack und Rhinow, das Plateau von Stechow und in zahllose kleine und kleinste Inseln, die durch Niederungen oder Niederungsarme voneinander getrennt sind. Wo diesen Inseln beträchtliche Erhebungen aufgesetzt sind, ist das Landschaftsbild stärker belebt; so bildet der Götzer Berg mit seinen 110 m absoluter Höhe inmitten der Havelniederung eine weithin sichtbare Warte, so fällt der Nordrand des Ländchens Rhinow von derselben Höhe steil zum tiefgelegenen Dossebruch ab, so endlich ist der Nordostrand der Zauche in den Ravensbergen zu 116 m aufgestaucht. Im übrigen besteht die Zauche aus zwei voneinander getrennten Plateaus, die durch riesige Sandrflächen mit dem lebhafter geformten Nordosten in Verbindung stehen.

Je weiter man nach Westen geht, desto kleiner werden die Plateaus. Der Barnim umfaßt rund 2000, der alte Teltow noch 770 qkm, während das Ländchen Rhinow nur noch 43 qkm groß ist und die entsprechenden Flächenzahlen des Plateaus von Stechow und des Ländchens Friesack 59 und 90 qkm betragen. Und das sind noch diejenigen Plateaus, die einen eigenen Namen tragen und eine eigene Geschichte haben.[1] Die zahlreichen kleinen Inseln, die das Blatt Rathenow (Nr. 267) der Generalstabskarte zeigt, sind teilweise so klein, daß ihre Ackerfläche nur ein Dorf von wenigen Familien ernähren kann (die extremsten Fälle sind Damme mit 2,3 und Buckow mit 2,5 qkm!).

Das so in seinen Hauptzügen geschilderte Relief unseres Heimatbodens hat in seinen Einzelheiten seit dem Rückzuge des Inlandeises, d. h. in den letzten 20 000 Jahren, noch mannigfache Wandlungen durchgemacht. Zunächst wurde der unbewachsene Boden, der eben erst von der Last des Eises befreit war, und von dem die Vegetation bei der damals vermutlich[2] herrschenden Trockenheit noch nicht Besitz ergriffen hatte, ein Spiel des Windes. Wie der Wind vorwiegend wehte, ob aus Osten oder Westen, ist besonders heftig umstritten. Seine Richtung ist ja auch für uns belanglos, nur seine Wirkung kommt für die Besiedelung in Frage; man muß sie als verheerend bezeichnen, denn weite Gebiete sind heute von Flugsand bedeckt und damit für den Ackerbau unbrauchbar. Insbesondere zu nennen sind das Innere des Ländchens Glien und der gesamte Westrand des Niederbarnim. *Dünen* kommen auf den Plateaus ebenso häufig vor wie in den Talungen, aus denen das Material in vielen Fällen genommen wurde.

Zugleich mit dem Winde setzte auch die Tätigkeit des Wassers ein, und unter diesem Gesichtspunkt müssen wir die Hochflächen den Tälern gegenüberstellen. Dort wirkte *Erosion und Denudation*, hier wurde das Material wieder abgelagert. Die fast ebenen Flächen des alten Teltow und die Geschiebemergelplatte südlich von Nauen dürften kaum irgendeine Veränderung erfahren haben. Aber sobald das Relief lebhafter gestaltet war, konnte das fließende Wasser erodieren und damit der Denudation vorarbeiten, die dann die Gehänge in ihrer Gesamtheit erniedrigte, ohne daß die Erosion aufhörte. Besonders deutlich sind die dadurch hervorgerufenen Erscheinungen am Ostrand des Barnim- und Lebuser Plateaus sichtbar, das auf der gesamten Linie von Niederfinow bis Brieskow in steilen Hängen gegen das Oderbruch und Odertal abfällt. Der Steilabfall ist im Verlauf der 20 000 Jahre in zahlreiche Kämme und Einzelkuppen aufgelöst worden, das

1) Ausgenommen das Plateau von Stechow, das durch ausgedehnte Talsandflächen mit dem eigentlichen Havelland (siehe oben) zusammenhängt. Die Urkunde R A VIII 189 vom Jahre 1304 spricht allerdings von einer Zugehörigkeit zum Lande Friesack; doch war das nur vorübergehend.

2) Siehe *Solger*, S. 18 und 26.

gesamte Randgebiet durch schluchtartige Täler stark zergliedert, die ihr Quellgebiet dauernd weiter in das Innere des Plateaus vorschieben.[1] Aber in der Gegenwart sind noch größere Striche unseres Gebietes ohne jegliche oberflächliche Entwässerung; der Abfluß geschieht dann unterirdisch, nimmt natürlich nur viel mehr Zeit in Anspruch. So ist der nach der Eiszeit eingeleitete Prozeß der Beseitigung der scheinbar abflußlosen Gebiete noch keineswegs beendet. Wo die Hochflächen allmählich unter die Ablagerungen der Talzüge untertauchen, war die Wirkung der abtragenden Kräfte nur gering;[2] wir sehen sie in schmalen Streifen von sogenannten Abschlämmassen, die sich zwischen Hochfläche und Niederung hier und da einschieben.

Unterdessen wurden im Odertal und Oderbruch sowie in der Havelniederung unterhalb von Pritzerbe bei den sich alljährlich wiederholenden Überschwemmungen der beiden Flüsse die feinsten Teilchen des mitgeführten Materials in Gestalt von *Schlick* abgelagert. Diese Tonschicht ist im Oderbruch im allgemeinen $^1/_2$ m dick, wächst jedoch zuweilen auf 2 m an. Ihre hohe Fruchtbarkeit kam indessen dem Mittelalter nur in dem überschwemmungsfreien oberen Oderbruch zustatten. Im übrigen wurden sie ebenso wie die weiten Luchflächen als Viehweide oder zur Heuwerbung benutzt.

Während der Boden der großen Haupttäler im östlichen Teil von dem sogenannten Talsand eingenommen wird, herrschen im westlichen Teil alluviale Bildungen vor. Die Grenze zwischen Alluvium und Diluvium ist im einzelnen sehr verwickelt; durchschnittlich liegt sie im Eberswalder Haupttal (Finowniederung) bei 40 m, im Berliner Haupttal westlich Spandau zwischen 31 und 32 m Meereshöhe, im Westhavelland um etwa 2 m niedriger. Diese alluvialen Bildungen verdanken ihre Entstehung der Humusverwitterung bei reichlicher Wasserführung des Bodens. Unterhalb der angegebenen Höhenlinien wurde daher der Talsand in Moorerde umgewandelt, die durch eine gewisse Anreicherung von kohlensaurem Kalk die Zusammensetzung von Moormergel annimmt. Wo der Wasserreichtum so groß ist, daß sich aus den humosen Bestandteilen eigene Schichten aufbauen können, sprechen wir von der Torfbildung. Die so skizzierte Entwicklung des Bodens der Niederungen läßt sich bei einiger Aufmerksamkeit auch aus der geologischen Karte ablesen. So geht der Talsand des Berliner Haupttales unterhalb Spandau allmählich in Moorerde und Moormergel über. Wo das angrenzende Höhendiluvium aus kalkhaltigem Geschiebemergel besteht, handelt es sich um Moormergel, im anderen Falle um Moorerde (z. B. in dem Streifen von Staaken bis Rohrbeck). Die humosen Bildungen gewinnen immer mehr das Übergewicht, bis der Talsand in der Höhe von Nauen schließlich nur noch in einzelnen Inseln auftritt. Hier kommt dann der Torf hinzu, der die tiefsten und zugleich in der Mitte gelegenen Teile der Niederung einnimmt. Torfflächen erfüllen fast alle Niederungsarme des Westhavellandes, das Rhinluch in seiner gesamten Ausdehnung und in besonderer Mächtigkeit — hier sind sie zweifellos aus der Verlandung eines großen Flachsees hervorgegangen, von dem letzte Reste im Bütz- und Kremmer See noch erhalten sind — Torfflächen erfüllen weiter die ganze Havelniederung zwischen Potsdam und Brandenburg mit allen ihren Seitenarmen, die Plaue- und Nieplitz-Niederung usw. So hat sich der Charakter der großen Talzüge in ihrem westlichen Teil seit der Eiszeit in weitgehendem Maße geändert, ein Vorgang, der für die Besiedelung nicht ohne Folgen geblieben ist.

1) Vgl. *Wunderlich*, S. 31.

2) Hier spricht *Wunderlich* von „schiefen Ebenen".

3. Die agronomische Beschaffenheit des Bodens

Neben der *Bodengestalt*, die wir soeben in ihren Haupttypen entwickelt haben, ist vor allem der *Bodengehalt* für die Ausdehnung der Besiedelung von Bedeutung geworden. Wir werden uns bei der Behandlung der Bodenarten im wesentlichen auf die Böden der Hochflächen beschränken, da die Niederungen ja kaum unter den Pflug genommen waren.

Der bevorzugte Ackerboden unserer Gegend ist der Geschiebemergel. In seinem ursprünglichen Zustande „stellt er ein mit Sand und Kies durchsetztes tonigkalkiges Material dar, das überall im norddeutschen Flachlande . . . in völlig gleicher Ausbildung vorkommt und durch seine schichtungslose Struktur, durch die Führung zahlreicher, zum Teil geschrammter Blöcke vollkommen mit solchen Bildungen übereinstimmt, die man zwischen Gletschereis und Felsgrund bei heutigen Gletschern nachgewiesen hat."[1] Seine blaugraue Farbe wird durch den chemischen Vorgang der *Oxydation* in einen gelblichen Ton verwandelt; viel wichtiger ist der zweite Vorgang: die *Entkalkung*. Die von den Niederschlägen aus der Luft mitgebrachte und die in der obersten Bodenschicht durch die Verwesung pflanzlicher Reste entstandene Kohlensäure befähigt das Wasser, das in den Boden einsickert, den kohlensauren Kalk aufzulösen. Hierdurch wird der gelbliche, kalkhaltige Mergel in einen rotbraunen, kalkfreien Lehm verwandelt. Da die Entkalkung wegen des ungleichen Kalkgehaltes und der verschiedenen Durchlässigkeit ungleichmäßig fortschreitet, verläuft die Grenze zwischen Geschiebelehm und -mergel unregelmäßig. Gewöhnlich sind die obersten $1^1/_2$—$2^1/_2$ m entkalkt. Der dritte Vorgang ist die *Bildung der eigentlichen Ackerkrume*, d. h. die Umwandlung des zähen Lehms in lockeren, lehmigen bis schwachlehmigen Sand. Bei ihr wirken die verschiedensten Kräfte zusammen. Die Pflanzenwurzeln, die Insekten und ihre Larven, die Würmer, Maulwürfe und Mäuse lockern den Boden durch ihre Tätigkeit auf; das Gefrieren und Wiederauftauen des im Boden enthaltenen Wassers zerkleinert diesen durch die mechanische Sprengwirkung weiterhin. Dann wetteifern Wind und Wasser, aus dem aufgelockerten Boden die feinsten tonigen Teile zu entfernen. Doch kann eine größere Schicht lehmigen Sandes nur entstehen, wenn den beiden genannten exogenen Kräften beständig neues Angriffsmaterial geschaffen wird. Dies geschieht in großem Maßstabe nur durch das regelmäßige Pflügen des Bodens. Es ist also letzten Endes der Ackerbau treibende Mensch selbst, der im Schweiße seines Angesichts den kaltgründigen, zähen Lehm in den leichter zu bearbeitenden sandigen Lehm verwandelt. Im Laufe der Zeit reichern sich außerdem durch die Düngung in der obersten Schicht der Ackerkrume, so tief die Pflugschar den Boden aufreißt, humose Bestandteile an. Damit ergibt sich im ganzen ein fünfstufiges Profil des Geschiebemergels:[2] 1. mehr oder weniger humoser, lehmiger Sand, 2. lehmiger Sand, 3. rotbrauner Lehm, 4. gelblicher Mergel und 5. blaugrauer Mergel. Obwohl die bis zu $2^1/_2$ m mächtige Verwitterungsschicht nur 2—4 % Ton enthält, eignet sie sich für den Ackerbau bei genügender Durchlüftung und starker Auflockerung ganz vortrefflich. Das hat zwei Gründe: erstens enthält sie außer dem Ton, der den Boden bindig macht, eine Anzahl chemischer Stoffe, die — wie Eisenoxyd, Kali und Phosphorsäure — für die Er-

1) Siehe *Wahnschaffe-Schucht*, S. 112.

2) Das Profil und die vorstehende Schilderung nach *K. Keilhack*, Erläuterung zu Blatt Hennigsdorf, 2. Aufl. 1921, S. 19 ff.

nährung der Pflanzen bedeutungsvoll sind, sodann besitzt sie in dem Mergel einen Untergrund, der das Wasser nur schwer durchläßt und damit für hinreichende Feuchtigkeit zu allen Jahreszeiten sorgt.

Lediglich *eine Faciesbildung des Geschiebemergels ist der obere, ungeschichtete Geschiebesand*, der nachträglich aus dem Geschiebemergel hervorgegangen, aber auch als ursprüngliche Ablagerung entstanden sein kann, auf jeden Fall also als Grundmoräne angesehen werden muß. Auch der Geschiebesand macht einen ähnlichen dreiteiligen Prozeß durch wie der Geschiebemergel. Die Wirkung der Oxydation ist zwar etwas verändert, im übrigen aber haben die eben gemachten Ausführungen auch hier Gültigkeit. Der Wert des Geschiebesandes für den Ackerbau hängt von seinem Untergrunde ab. Der schwer durchlässige Lehm und Mergel hält den Sand einigermaßen feucht und erlaubt einen ziemlich ertragreichen Ackerbau. Bildet jedoch unterer Diluvialsand den Untergrund, so versiegt alles Wasser, und auf dem trockenen Sandboden wachsen nur Kiefern. Die Eignung des Geschiebesandes für die menschliche Siedlung ist also von Grund auf verschieden.

Diesen beiden Bodenarten der Grundmoräne gegenüber treten die übrigen in ihrer Bedeutung für den Ackerbau zurück. Die großen Talsandflächen sind zumeist bewaldet; nur in der Nähe der Dörfer dient der Talsand auch als Ackerboden. Er liefert jedoch nur dann zuverlässige Erträge, wenn seine Krume hinreichend humos ist. Das ist der Fall, wenn der Grundwasserspiegel so hoch steht, daß sich eine üppigere Vegetation entfalten kann, die ihrerseits das Material zur Humusbildung liefert.

Von dem Tonboden des Oderbruches sprachen wir schon; nur im südlichen, höher gelegenen oberen Oderbruch war er im Mittelalter streckenweise unter dem Pflug und ernährte hier eine dicht sitzende Bevölkerung von rund 3000 Seelen!

B. Das Klima

Bei der Schilderung der klimatischen Verhältnisse haben wir zunächst die Frage zu beantworten: was für ein Klima herrschte zur Wendenzeit und zur Zeit der deutschen Kolonisation? Wie wir jetzt auf Grund neuer Forschungen[1] mit Sicherheit wissen, war die Bronzezeit (2000—800 vor Christi Geburt) durch ein trockenes Klima ausgezeichnet. Seitdem ist eine Klimaverschlechterung eingetreten; wie weit sie aber bis zum Eindringen der Slawen (um 600 nach Christi Geburt) und bis zur Rückwanderung der Deutschen (1150—1300) fortgeschritten war, ist noch völlig ungewiß.

Wollen wir die Gegenwart zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung machen, so müssen wir uns eine wenig beachtete Tatsache ins Gedächtnis zurückrufen, die *Julius Hann* mitgeteilt hat.[2] Er sagte: „Es scheint, daß im Norden Europas (und wohl auch in Mitteleuropa) die Winter früher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts strenger gewesen sind als ein Jahrhundert später, die Sommer aber kühler geworden sind." Als Differenzen fand er in Petersburg eine Erwärmung des Winters um 1,03° C, eine Abkühlung des Sommers um 0,55° C, d. h. eine

1) *Helmut Gams* und *Rolf Nordhagen*, Postglaziale Klimaänderungen und Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa, München 1923, und unter Verwertung dieser Arbeit der Aufsatz von *Robert Gradmann*, Die postglazialen Klimaschwankungen Mitteleuropas. Geogr. Zeitschrift 1924.

2) *Hann* I, S. 350.

Verringerung der Temperaturspannung um 1,58° C im Laufe eines Jahrhunderts.[1] Die Richtigkeit der Messungen des 18. Jahrhunderts vorausgesetzt, scheinen diese Zahlen darauf hinzudeuten, daß wir uns gegenwärtig in einer Zeit befinden, in der ozeanisches Klima in Europa langsam nach Osten vordringt. Aber wie lange dauert dieser Vorgang schon? Wir werden ihn wohl als eine Auswirkung säkularer Schwankungen, die sich im Laufe von Jahrhunderten wiederholen, aufzufassen haben; wenigstens fehlt für eine dauernde Zunahme der Temperaturspannungen vor der Mitte des 18. Jahrhunderts jeder Beweis. Vielleicht ist die von *Hann* mitgeteilte Erscheinung überhaupt erst seit 1750 in der Bildung begriffen.

Von welcher Seite wir auch kommen, das Klima des frühen und späteren Mittelalters läßt sich nicht mit Sicherheit ermitteln. Aber soviel läßt sich doch sagen: ob wir nun eine gewisse Änderung im Sinne einer Verringerung der Temperaturgegensätze annehmen wollen oder nicht, stets wird die Mittelmark als Teil Mitteleuropas ein Übergangsgebiet vom ozeanischen zum kontinentalen Klima gewesen sein. Diese fundamentale Tatsache wird durch die kleine Tabelle beleuchtet, die aus *Hanns* 3. Band zusammengestellt ist.

Station	Geogr. Breite	Geogr. Länge	Januar-Temp.	Juli-Temp.	Schwankung	
Valentia (Irland) .	51° 55′ N	10° 16′ W	+ 7,1°	+ 15,2°	8,1°	5,2°
Cambridge . . .	52° 13′ N	0° 6′ E	+ 3,1°	+ 16,4°	13,3°	5,5°
Berlin (Außenstat.)	52° 36′ N	13° 27′ E	— 1,2°	+ 17,6°	18,8°	5,4°
Wilna	54° 41′ N	25° 18′ E	— 5,6°	+ 18,6°	24,2°	5,7°
Moskau	55° 46′ N	37° 40′ E	— 11,0°	+ 18,9°	29,9°	3,6°
Kasan	55° 47′ N	49° 8′ E	— 13,8°	+ 19,7°	33,5°	

Die sechs Orte wurden so gewählt, daß ihre Abstände in westöstlicher Richtung möglichst gleich groß sind und keine störenden Breitenunterschiede auftreten. Die Gesetzmäßigkeit, die aus den Zahlen zu uns spricht, ist erstaunlich; der Sommer wird von Station zu Station wärmer, der Winter um den vierfachen Betrag kälter. In Irland und England sehen wir den ozeanischen, im Inneren Rußlands den kontinentalen Klimatypus rein entwickelt; in Berlin ist der ozeanische Einfluß größer, in Wilna überwiegt der kontinentale.

Nachdem wir das Klima der Mittelmark in die großen Zusammenhänge eingeordnet haben, können wir zur Schilderung seiner Einzelheiten übergehen, der wir den *Hellmann*schen Klima-Atlas von Deutschland zugrunde legen.[2]

Nach dem bisher Gesagten steht zu erwarten, daß das Klima von Frankfurt a. O. etwas kontinentaler (um 0,8° C) ist als das von Brandenburg; doch sind die Unterschiede überall nur sehr geringfügig, wie die Tabelle auf Seite 32 zeigt, die aus den dreißigjährigen (1881—1910) Mittelwerten berechnet ist.

Wir beobachten hier — allerdings in stark abgeschwächtem Maße — dasselbe wie in der vorigen Tabelle: je weiter man nach Osten geht, desto kälter werden die Winter (— 0,6° Unterschied zwischen Brandenburg und Frankfurt), desto wärmer die Sommer (+ 0,2°). Das drückt sich namentlich in einer starken Zunahme der Eis- und Frosttage in östlicher Richtung aus.

1) Ähnlich lauten die Zahlen für Stockholm und Edinburg. Im Durchschnitt ergibt sich eine Erwärmung um 0,83° im Winter, eine Abkühlung um 0,6° im Sommer.

2) Der genaue Titel steht im Literaturverzeichnis.

Station	See-höhe m	Jan. °	Febr. °	März °	April °	Mai °	Juni °	Juli °	Aug. °	Sept. °	Okt. °	Nov. °	Dez. °	Jahr °	Ampl. °	Somm.-Halbj. °
Brandenburg .	35	— 0,8	0,5	3,3	7,9	13,2	16,7	17,9	16,8	13,5	8,5	3,6	0,6	8,5	18,7	14,33
Potsdam (Obs.) .	82	— 1,1	0,1	2,9	7,3	12,7	16,1	17,3	16,4	13,3	8,4	3,3	0,2	8,1	18,4	13,85
Berlin (Außenst.)	53	— 1,2	0,1	2,9	7,2	12,8	16,2	17,6	16,6	13,3	8,4	3,4	0,3	8,1	18,8	13,95
Frankfurt . . .	59	— 1,4	0,0	2,9	7,6	13,2	16,7	18,1	17,0	13,7	8,5	3,2	0,0	8,3	19,5	14,40
Berlin (Stadt)[1] .	49	— 0,3	1,0	3,8	8,3	13,9	17,5	18,8	17,8	14,5	9,3	4,2	1,0	9,1	19,1	—

Die äußersten Extreme schließen scharfe Gegensätze in sich, so herrschte in Berlin am 16. Juli 1904 36,4° Hitze, am 19. Januar 1893 23,1° Kälte. Solche Grenzfälle blieben dem Menschen wegen ihrer verheerenden Wirkungen besonders in seiner Erinnerung haften, zumal in einer Zeit, die eine wissenschaftliche Meteorologie und das rastlose Hin und Her der Gegenwart nicht kannte und daher derartige Naturerscheinungen nicht so schnell vergaß wie wir heutigentags. Wenn wir uns auf die schriftlichen Quellen bei der Betrachtung des Klimas früherer Zeiten stützen, müssen wir uns daher stets bewußt sein, daß uns Veränderungen zum guten Teil nur vorgetäuscht werden.

Die Niederschlagsmengen sind innerhalb unseres Gebiets außerordentlich gleichmäßig verteilt. Etwas trockener scheint lediglich das tief gelegene Oderbruch zu sein, in dem die beiden Stationen Küstrin und Wriezen nur 50 cm Niederschlag im Jahr erhalten. Den meisten Niederschlag empfangen Potsdam und Brandenburg mit je 58 cm. Dazwischen beträgt die jährliche Niederschlagsmenge in Berlin (Stadt) 57 cm, in Spandau, Eberswalde und Fürstenwalde je 55 cm, in Beelitz 54 cm, in Müncheberg, Velten und Rathenow je 53 cm, in Frankfurt, Treuenbrietzen und Zossen je 52 cm, bei Berlin (Außenstation Blankenburg), in Lebus und Liebenwalde je 51 cm und endlich in Trebbin 50 cm. *Die Verteilung innerhalb des Jahres* geschieht im allgemeinen so, daß 37 % des Niederschlages auf das Sommervierteljahr (Juni bis August) und nur 19 % auf das Wintervierteljahr (Dezember bis Februar) fallen, während sich Frühjahr und Herbst mit einem Anteil von je 22 % die Wage halten.

So ist *die Mittelmark* trotz ihrer beträchtlichen Ausdehnung, die sich auf 160 km in westöstlicher Richtung beläuft, auch *klimatisch ein Gebiet von einheitlichem Gepräge.*

C. Rekonstruktion der Urlandschaft

Oberflächengestaltung, Bodenart und Klima allein genügen nicht zur Rekonstruktion der Urlandschaft. Wer sich ein Bild von ihr zur Wendenzeit machen will, muß vor allem der Tätigkeit des Menschen gedenken, der schon vor den Slawen hier seine Heimstätte hatte. Die prähistorischen Funde bieten daher in mancher Hinsicht die sichersten Anhaltspunkte.

Vorwegzunehmen ist, daß die Hauptschwierigkeiten bei der Rekonstruktion das Höhendiluvium betreffen. Die Niederungen haben sich in ihrem ursprünglichen

1) Die Temperatur der im Süden Berlins gelegenen Sternwarte ist durchschnittlich um ein Grad zu warm, die Großstadt mit ihrem Rauch und Qualm und ihrer Ausdünstung treibt sie künstlich in die Höhe.

Charakter — unberührt von Menschenhand — großenteils bis in die neuere Zeit erhalten und sind deshalb historisch faßbar. Ihnen wollen wir uns zunächst zuwenden.

1. Die Niederungen

Der natürliche Landschaftscharakter der Niederungen ist durchaus verschieden, je nachdem, ob ihr Boden aus alluvialen Bildungen oder diluvialem Talsand besteht. Beide Arten sind im Berliner Haupttal unterhalb von Spandau vertreten. Wir gewinnen die beste Kenntnis von beiden Typen, wenn wir uns mit genanntem Landstrich etwas eingehender beschäftigen.

Das Havelländische Luch ist seit seiner Entwässerung und Urbarmachung (Mitte 1718—1725), besonders in seinem mittleren Teil, in eine blühende Kulturlandschaft verwandelt worden. „Vorher war es eine wilde Gegend; weit und breit bedeckte ein Rasen auf verfilzter Wurzeldecke von bräunlich-grüner Farbe die Ebene, deren kurze Grashalme besonders den Riedgräsern angehören. In jedem Frühjahr quoll der Boden durch das hervordringende Grundwasser auf, die Rasendecke hob sich, bildete eine schwimmende elastische Fläche, die bei jedem Schritt unter den Füßen einsank, während sich ringsum ein flach trichterförmiger ansteigender Abhang bildete. Die sogenannten Lanken, die sich nicht in die Höhe heben konnten, wurden überschwemmt. So glich das Luch in jedem Frühjahr einem weiten See, aus dem jene Rasenstellen wie grüne, schwimmende Inseln hervorragten, indes an anderen Stellen Weiden, Erlen und Birkengebüsch sich mit ihren Wipfeln im Wasser spiegelten, oder da, wo sie auf sandigen Hügeln, den sogenannten Horsten, gewachsen waren, kleine Waldeilande bildeten", so erzählt uns *Klöden*[1] im achten Stück seiner Beiträge in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Die umliegenden Ortschaften suchten dem Luche im Mittelalter dadurch einigen Nutzen abzugewinnen, daß sie ihre Kühe darin weiden ließen und das saure Gras, soweit es möglich war, mähten. Doch beides war mit Mühe und Gefahr verbunden. In jedem Jahre kamen eine Anzahl Rinder um, indem sie im Morast stecken blieben und versanken, besonders wenn der Boden zu weit abgeweidet war. Nur im Hochsommer und bei trockenem Wetter war der größte Teil des Luches zu passieren; dann wurde auch das Gras gemäht. Doch nur an wenigen Stellen konnte es mit Wagen herausgebracht werden, meist mußte man es bis in den Winter hinein in Haufen stehen lassen, um es bei hartem Frost über gefrorenem Boden einzufahren. Bei schlechtem Wetter wurde das Heu überhaupt unbrauchbar, aber selbst unter den glücklichsten Umständen war die Qualität mäßig.

Unter dem Worte „Luch" haben wir uns also eine torfige, fast baumlose Sumpf- und Moorniederung vorzustellen, die von Rohr- und Wiesenflächen umrahmt, von trägen Gewässern durchzogen, im Frühling voll Wasser, im Sommer grasbedeckt ist.[2] Kurz, *das Luch ist ein Flachmoor.*

Soweit der Boden der großen Talzüge von Talsand bedeckt ist, ist er mit Wald bewachsen. Den Zootzen, eines der beiden großen Talsandgebiete des Havelländischen Luches, schildert *Büsching*[3] gegen Ende des 18. Jahrhunderts als einen herrlichen Laubwald von Eichen, Buchen, Kiefern, Elsen, Birken, Espen, Ahorn

1) Mitgeteilt von *Heinrich Berghaus*, a. a. O. I., S. 403 ff. Man vergleiche hiermit unsere erdgeschichtliche Entwicklung am Schluß von Abschnitt II A 2, S. 28 f.

2) Siehe *Weisker*, S. 20.

3) *Büsching*, S. 382.

und vielen anderen Holzarten. Leider ist nicht ersichtlich, ob die Bäume auch der Menge nach in derselben Reihenfolge vertreten sind. Da sich bei ähnlichen Aufzählungen *Büschings* in anderen Forsten nachweisen läßt, daß er eine besondere Vorliebe für die Laubbäume hat und die Nadelbäume weniger berücksichtigt, müssen wir ihm auch hier mißtrauen, zumal der Name Zootzen (von altslawisch sosna = Kiefer) gewichtige Bedenken erregt. Heute ist der Zootzen ein reiner Kiefernwald, umrahmt von einem prachtvollen Kranz von Laubbäumen, wie ich mich selbst überzeugt habe.

Die Ansicht, der Zootzen habe einst die siebenfache Größe gehabt und sich vom Rhin durch das ganze Luch bis zur Havel bei Spandau ausgedehnt, läßt sich in der Gegenwart nach erfolgter geologischer Aufnahme nicht mehr aufrechterhalten. Der Zootzen war zur Wendenzeit durch eine weite und ebene Fläche von Brieselang getrennt. Wie hätten die Slawen sonst darauf kommen sollen, dem Brieselang seinen besonderen Namen zu geben? Im Brieselang, der von der Havel bei Spandau bis in die Gegend des Nauener Dammes reichte, scheint die Birke als Charakterbaum vorgeherrscht zu haben, ist doch *brêtza lanka* mit Birken-Sumpfwald zu verdeutschen. Ortsnamen wie Falken*hagen* und Schön*walde* zeugen von einst größerer Ausdehnung des Waldes in jener Gegend.

Auch die dritte größere Talsandfläche des Havelländischen Luches, das Lindholz nördlich Pessin, wird schon im Mittelalter urkundlich erwähnt.[1]

Die Randpartien des Luches lagen teilweise tiefer, sie waren daher feuchter; darauf deuten Ortsnamen wie Rohrbeck und Ribbeck (Rohrbach und Riedbach) hin. Die Nordostecke bei Tietzow (von altslawisch tisu = Eibe) heißt noch heute das Eubruch,[2] obwohl von dem einst aus Eiben bestehenden Sumpfwald nicht einmal die Wurzeln erhalten sind. Der früher weit verbreitete kleine Nadelbaum ist seiner giftigen Blätter und Knospen wegen bekämpft worden und befindet sich im Aussterben.

Das Flachmoor geht durch die Entwicklungsstufe des Erlenbruches in das sogenannte *Zwischenmoor* über, das den Eindruck eines Waldes auf stark versumpftem Boden macht. Diesen Landschaftstypus nannte der Deutsche *„das Bruch"*; die Slawen hatten für ihn die Bezeichnung *lanka*. Der mittelalterliche Mönch, der die feineren Unterschiede von Wald und Bruch in der lateinischen Sprache nicht ausdrücken konnte, suchte der Schwierigkeit Herr zu werden, indem er „silva" erforderlichenfalls mit „Bruch" übersetzte. So lesen wir 1205: silva, quae vulgo Havelbruch dicitur, 1273: silva, quae vocatur Borsbruck,[3] um nur einige Beispiele herauszugreifen. Als eine solche Bruchlandschaft haben wir uns großenteils die Niederung vorzustellen, durch die sich der Havelstrom zwischen Werder und Brandenburg dahinwand.[4] Ein Ausläufer desselben ist das schon genannte Borsbruch, wie die Niederung um den Rietzer- und Moorsee im Mittelalter hieß. Die

1) 1390: R A VII 135, 1412: R C I 55 u. a. m.

2) Der märkische Bauer nannte die Eibe „Euenbaum".

3) R A X 189 bzw. 214.

4) Zum Beweis einige Urkundenstellen: 1. Die den Töplitzer Werder im Norden abschließende Niederung wird 1364 Schlänitz-Bruch genannt (R A X 252). 2. 1452 erhalten die Gutsbesitzer von Paretz „dat middel*bruck*, dat dar leth tuschen Schenckfarth und der havel" (R A X 289). 3. 1467 gab es Streitigkeiten „umb das Sant*bruck*, den flyderwerder, die Barnische *Lanuck* und das düpken zwischen Deytz und Barn gelegen" (R A X 311). Das Sandbruch liegt noch heute dort; siehe Generalstabskarte, Blatt 292 (Brandenburg).

Plane-Niederung war durch ihren Wechsel von Talsand und Alluvium für die Entwicklung einer Bruchlandschaft besonders geeignet. Sie führte in ihrer Gesamtheit einst den Namen „Havelbruch", weil sie zur Hochwasserzeit von Norden her überschwemmt wurde und den Bewohnern daher nur als ein Teil der großen Havelniederung erschien. Für einen Teil hat sich der Name „freies Havelbruch" bis in die Gegenwart erhalten. Reste des Bruchwaldes erkennen wir im Krahner und Golzower Busch, von denen der letztere in den Urkunden als Klapdunk auftritt.[1] Auch der slawische Ortsname Damelang (dambu lanka = Eichen-Sumpfwald) ist in diesem Sinne zu deuten.

Wie mannigfaltig die Zusammensetzung eines derartigen Bruchwaldes war, lehrt uns unter anderem eine Urkunde von 1541.[2] Damals wurde von den beteiligten Interessenten ein Vertrag über die Holznutzung an der Nutheniederung abgeschlossen. Danach stand der Stadt Teltow das Recht zu, sich des Gebrauchs „in dem Holze der Nuthe" zwischen dem Dorfe Gröben und dem Saarmunder Damm zu erfreuen, ausgenommen allein die Eichen und Eschen. Und um Irrtümer zu vermeiden, werden dann als weiche Holzsorten die folgenden namhaft gemacht: Elsen,[3] Birken, Hainbuchen, Linbomen, Rüstern, Bretloben, Hartbomen, Espen, Spilbomen, Faulbäume, Werfft und allerlei Buschwerk. Die Namen einiger Arten sind uns heute nicht mehr geläufig; welche die Landbewohner damit gemeint haben, konnte ich nicht ermitteln.

Sehr wichtig für den Charakter des Waldes ist die weitere Mitteilung derselben Urkunde: „Wenn im März oder sonst das Wasser am höchsten über die Ufer tritt, dann ist dem Ausgang des Wassers in dem Gehölz auszuschalmen (?). Der Überlauf des Wassers soll, so breit und lang er ist, der Länge nach ausgeschalmt und vermalt werden, so daß alles Weichholz, das die Nuthe alsdann bestreicht, den Einwohnern von Teltow, im Winter und Sommer in Frieden zu hauen und zu sägen, offen steht, soviel sie mit einem Wagen und einer Axt schaffen können." So interessant die rechtlichen Verhältnisse an sich sind, für uns ist hierbei vor allem bedeutungsvoll, daß dieser Niederungswald ein echter Auenwald ist, der zeitweise unter Wasser steht. Ein kleines Stück desselben lebt noch im Siethener Elsbruch fort.

Nördlich des Saarmunder Dammes setzte sich der Wald auf etwas höher liegendem Tal- und Alluvialsand fort; er war infolgedessen trockener und hieß *„Heide"*; es ist die oft erwähnte merica, quae dicitur Drewicz.[4] Wir sehen hieran, wie genau der mittelalterliche Bauer das feuchte Bruch und die trockene Heide unterschied. Den Sammelbegriff „Wald" wendete er nur sehr selten an.

War das Bruch von geringerer Ausdehnung, so nannte man es mit einem deutschen Wort *„Fenn"*, mit einem slawischen *„Laake"*, siehe Marzahner Fenn und Pritzerber Laake im Westhavelland.

So reichlich die urkundlichen Nachrichten über die Niederungen des Havelgaues fließen, so wenig wissen wir über den Charakter der Talsandlandschaften weiter im Osten. Wir sind hier auf Analogien mit dem Zootzen und Brieselang angewiesen und müssen aus der Gegenwart Rückschlüsse ziehen. Ebenso wie die weiten Talsandflächen östlich der Havel nördlich und südlich von Rathenow

1) R A X 120, 121 und 124.

2) R A XI 223.

3) Else, ein Lehnwort aus der slawischen Sprache, ist die märkische Bezeichnung für „Erle".

4) R A X 215 f. vom Jahre 1284.

dürften diejenigen des Berliner Haupttales oberhalb von Spandau und der Finowniederung im wesentlichen mit Kiefern bewachsen gewesen sein. Wenigstens deutet der Ortsname Kienbaum inmitten des weiten Berliner Haupttales darauf hin. Nur kleine Wiesen und Sümpfe unterbrachen die riesigen Kiefernwaldungen, die zuweilen auch auf sumpfigem Boden gut gediehen (siehe Nassenheide bei Bötzow).

Besser sind wir wieder über den *Zustand des Oderbruchs* unterrichtet. Da es seit Beginn der Urbarmachung (1747) seinen Charakter vollkommen verändert hat, müssen wir uns an *Beckmanns* „Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg" (1751) halten, uns aber daran erinnern, daß in den landeskundlichen Abschnitten seines Werkes entsprechend dem Zeitgeschmack und der andersartigen geographischen Auffassungsweise die Aufzeichnung von Kuriositäten einen breiten Raum einnimmt. Die Niederung war von unzähligen Wasseradern durchzogen; bald waren sie schmaler und tiefer, bald flach und seenartig erweitert. Bei jedem größeren Hochwasser, also mindestens einmal im Jahre wurde sie größtenteils überflutet. Dann glich sie einem riesigen See, aus dem einzelne Horste als flache Inseln hervorragten. Auf ihnen wuchsen vornehmlich Eichen;[1] aber auch Erlen waren weitverbreitet. Die Waldflächen gingen in Werft und schließlich in Gebüsch über, das in den feuchtesten Strichen durch Rohr ersetzt wurde.[2] Wegen seiner hervorragenden Eignung als Dachbedeckung war es im Mittelalter sehr gesucht und seine Nutzung, die sogenannte Rohrung, an bestimmte Vorschriften gebunden. Der ursprüngliche Landschaftscharakter spiegelt sich in Ortsnamen wie Eichwerder, Kirchwerder,[3] Horst und Hohenbusch einerseits und verschiedenen Zusammensetzungen mit bruch, au, feld anderseits wider. Die einzelnen Wasserläufe waren dauernden Schwankungen und Veränderungen unterworfen, nur die Hauptarme der Oder hielten ihr Bett inne. Vor ihrer Regulierung beschrieb die Oder unterhalb Küstrin bei Calenzig und Clewitz zwei große Mäander, verließ bei Güstebiese die Ostseite in rechtem Winkel, um quer durch die Niederung den Westrand bei Wriezen zu erreichen. Von hier an hielt sie sich ursprünglich bis östlich Oderberg am Westrand, erst in einem späteren Stadium entfernte sie sich von ihm nach und nach und bespülte dann die Halbinsel von Neuenhagen. Der Hauptstrom schlug also damals andere Wege ein als heute, außerdem war er viel schwächer, da ihm durch die zahlreichen Nebenarme große Mengen Wassers entzogen wurden. Ein Bild von der Vielgestaltigkeit der Be- und Entwässerung des Oderbruches sucht unsere Karte zu geben.

So ist der ursprüngliche Zustand der Niederungen vor dem Eingreifen des Menschen im allgemeinen befriedigend rekonstruiert.

2. Die Hochflächen

Das ursprüngliche Landschaftsbild der Hochflächen ist noch nicht so klar zu zeichnen. Vor allem empfindet man hier bei dem Versuch einer Rekonstruktion das Fehlen einer kartographischen Darstellung aller prähistorischen Funde als eine schmerzliche Lücke. Die Fundberichte sind in den verschiedensten Zeitschriften verzettelt, und nur derjenige kann ihre kartographische Aufzeichnung vornehmen, der die Funde an Hand der typologischen Merkmale den einzelnen

1) Zum Beispiel wird 1308 beim Dorfe Golzow eine silva quercina erwähnt (R A XX 197).
2) R A XX 289.
3) R A XX 315 urkundlich belegt.

Perioden genau einzuordnen vermag. Die ersten Anfänge sind bereits gemacht.[1] Für uns kommt besonders eine Bearbeitung der Funde aus der römischen Eisenzeit (seit Christi Geburt) und der Slawenzeit in Betracht. Danach waren im Havelgau nur die Ränder und auch sie nur lückenhaft besiedelt; das Innere der verhältnismäßig kleinen Plateaus ist völlig fundleer. Im Land Lebus hat man zwar auch auf dem Plateau einzelne Funde gemacht, aber sie sind so gering und vereinzelt, daß man sie als Zeugen ehemaliger Besiedelung kaum auffassen darf. Eine einzig dastehende Ausnahme macht nur das nordöstlich am Hasenfelde ausgegrabene Wendendorf. Sehen wir von ihm ab, dann können wir die bisher angewendete Arbeitshypothese von dem Urwaldcharakter der Hochflächen weiterhin aufrechterhalten.

Wie noch in der Gegenwart die sandigen Teile der Hochflächen größtenteils mit Wald bestanden sind, so ward auch einst der Geschiebemergel von ihm eingenommen. Das spiegelt sich noch heute in zahlreichen Ortsnamen wider: auf den Hochflächen des Landes Lebus liegen Falken- und Peters*hagen*, Hohen- und Jahns*walde*, sowie Buch*holz*, auf denen des Barnim oder an ihrem Rande Ebers-, Freien- und Ringenwalde, Neuen-, Peters-, Pritz-, Schmachten- und Stolzenhagen, Birk-, *Buch*- und Hasenholz, Beerbaum, *Dannen*berg, *Hasel*berg, *Linden*berg und Woldenberg, Schönerlinde, Schöneiche und *Eiche*, *Birken*werder usf., im Teltow Birkholz und Kiekebusch, im Havelland Eiche, Haage und *Schönholz*. Auffallend selten hat die Rodung der Wälder im Ortsnamen ihren Niederschlag gefunden; ich wüßte nur Rodewalde, Radewege und Hoppenrade im Havelland und Lichtenrade im Teltow anzuführen.

Der Urwald hatte an Bachläufen, Seen, Pfuhlen und Wiesenflächen zahlreiche kleinere und größere Lichtungen. Dort, wo Gras und Kraut üppig wucherte und einer mannigfaltigen Kleintierwelt Nahrung spendete, hielt sich das Wild auf; durch den tiefen Wald führte nur sein Wechsel. Daher sind die Ortsnamen Hirsch- (oder Herz-), Reh- und Hasenfelde mit der Endung felde gebildet. Namen wie Blum-, Lichten- und Sonnenberg deuten auf waldfreie Hügel hin, von denen man Umschau halten konnte. Auch die mit thal zusammengesetzten Stämme haben entsprechende Bedeutung (Blumen-, Grün-, Rosen- und Wiesenthal).

So werden wir uns den märkischen Urwald der Wendenzeit als einen hier dichten, dort lichten gemischten Laubwald vorzustellen haben, der sich namentlich aus Buchen, Eichen, Linden, Birken und Haselsträuchern, gelegentlich wohl unter Beimengung von Nadelhölzern, zusammensetzte, und der durch kleine Seen und Wiesen in landschaftlich reizvoller Weise unterbrochen wurde, denn sonst wären die Einwanderer mit dem Prädikat „schön" nicht so verschwenderisch umgegangen und hätten fünfzehn derartige Ortsnamen geprägt.

---

1) Siehe *Götze* im Literaturverzeichnis. Die Nachricht über den Havelgau verdanke ich Herrn Dr. *Walter Matthes*

LITERATURVERZEICHNIS[1]

1. *Berghaus, Heinrich*, Landbuch der Mark Brandenburg und des Markgraftums Nieder-Lausitz in der Mitte des 19. Jahrhunderts. 3 Bände. Berlin 1854—1856. (Zit. *Berghaus.*)
2. *Bestehorn, Friedrich*, Die geschichtliche Entwicklung des märkischen Fischereiwesens. Archiv für Fischereigeschichte I. Berlin 1913. (Zit. *Bestehorn.*)
3. *Blume, Ernst*, Beiträge zur Siedelungskunde der Magdeburger Börde. Archiv für Landes- und Volkskunde der Prov. Sachsen. 18. Jahrgang 1908. (Zit. *Blume.*)
4. *Bolle, Max*, Beiträge zur Siedelungskunde des Havelwinkels. Ebendort. 19.—21. Jahrgang 1909—1911. (Zit. *Bolle* I—III.)
5. *Breitenbach*, Das Land Lebus unter den Piasten. Fürstenwalde 1890.
6. *Brinkmann, Karl*, Die Entstehung des märkischen Landbuchs Kaiser Karls IV. Forschungen zur brandenb. und preuß. Gesch. XXI, 1908.
7. *Brückner, Alexander*, Die slawischen Ansiedelungen in der Altmark und im Magdeburgischen. Preisschrift. Leipzig 1879. (Zit. *Brückner.*)
8. *Büsching, Anton Friedrich*, Erdbeschreibung. Achter Teil, der den obersächsischen Kreis enthält. 7. Auflage. Hamburg 1791. (Zit. *Büsching.*)
9. *Curschmann, F.*, Die deutschen Ortsnamen im nordostdeutschen Kolonialgebiet. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde 1910, Band XIX, Heft 2.
10. *Dehio, Georg*, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. II. Band: Nordostdeutschland. 2. Auflage bearbeitet von *Julius Kohte.* Berlin 1922. (Zit. *Dehio.*)
11. *Ernst, Albrecht*, Kritische Bemerkungen zur Siedlungskunde des deutschen Ostens, vornehmlich Brandenburgs. Forschungen zur brandenb. und preuß. Gesch. XXIII, 1910.
12. *Fidicin, Ernst*, Die Territorien der Mark Brandenburg. 4 Bände. Berlin 1857—1864. (Zit. *Fidicin.*)
13. *Förstemann, Ernst*, Altdeutsches Namenbuch. Teil II: Ortsnamen. 3. Auflage (bis 1200 reichend) herausgegeben von *Hermann Jellinghaus*, 1. Hälfte 1913, 2. Hälfte 1916. (Zit. *Förstemann* I und II.)
14. *Frost, Julius*, Agrarverfassung und Landwirtschaft in Belgien. Berichte über Land- und Forstwirtschaft im Ausland. Buchausgabe, Stück 18. Berlin 1909.
15. *Funcke, Fritz*, Das Bistum Lebus bis zum Anfang der Hohenzollernherrschaft in der Mark Brandenburg. Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte. 11./12. und 16. Jahrgang, 1914 und 1918.
16. *Geisler, Walter*, Die deutsche Stadt. Ein Beitrag zur Morphologie der Kulturlandschaft. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde 1924, Band XXII, Heft 5. (Zit. *Geisler.*)
17. *Götze, Alfred*, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus. Die Kunstdenkmäler der Provinz Brandenburg 1921, Band VI, Heft 1 und 2. (Zit. *Götze.*)
18. *Gradmann, Robert*, Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Geographische Zeitschrift 1901.

1) Alle in diesem Verzeichnis nicht enthaltenen, aber benutzten Schriften sind in den Fußnoten namhaft gemacht worden.

19. *Grund, Alfred*, Die Veränderungen der Topographie im Wiener Wald und Wiener Becken. Geographische Abhandlungen, Band VIII, Heft 1. Leipzig 1901. (Zit. *Grund.*)

20. *Guttmann, Bernhard*, Die Germanisierung der Slawen in der Mark. Forschungen zur brandenb. und preuß. Gesch. 1897, Band IX. (Zit. *Guttmann.*)

21. *Hammer, Wilhelm*, Märkische Ortsnamen. Brandenburgia III, 1894/95.

22. *Hampe, Karl*, Der Zug nach dem Osten. Die kolonisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter. Aus Natur und Geisteswelt 1921, Band 731.

23. *Hann, Julius*, Handbuch der Klimatologie. Band I: Allgemeine Klimalehre. Band III: Klimatographie der gemäßigten Zonen und Polarzonen. 3. Auflage. Stuttgart 1908 bis 1911. (Zit. *Hann* I und III.)

24. *Hausrath, Hans*, Pflanzengeographische Wandlungen der deutschen Landschaft, Wissenschaft und Hypothese, Band XIII. Leipzig 1911.

25. *Hellmann, G.*, Klima-Atlas von Deutschland, herausgegeben vom Preuß. Meteorolog. Institut. Berlin 1921. (Zit. *Hellmann.*)

26. *Hennig, Alfred*, Boden und Siedelungen im Königreich Sachsen. Bibliothek zur sächsischen Geschichte und Landeskunde 1912, Band III, Heft 3.

27. *Derselbe*, Die Dorfformen Sachsens. Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde 1912. (Zit. *Hennig.*)

28. *Derselbe*, Zur Entstehung der ländlichen Ortsformen im Königreich Sachsen. Die deutsche Erde 1912, XI. Jahrgang.

29. *Hettner, Alfred*, Die Lage der menschlichen Ansiedelungen. Geograph. Zeitschrift 1895.

30. *Hey, Gustav*, Die slawischen Siedelungen im Königreich Sachsen mit Erklärung ihrer Namen. Dresden 1893. (Zit. *Hey.*)

31. *Hey, Gustav*, und *Schulze, C.*, Die Siedelungen in Anhalt. Ortschaften und Wüstungen mit Erklärung ihrer Namen. Halle 1905.

32. *Hintze, Otto*, Die Hohenzollern und ihr Werk. 9. Auflage. Berlin 1916. Besonders II: Die Mark Brandenburg vor den Hohenzollern. (Zit. *Hintze.*)

33. *Hoppe, Willi*, Kloster Zinna. Ein Beitrag zur Geschichte des ostdeutschen Kolonialllandes und des Zisterzienserordens. Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg 1914. (Zit. *Hoppe.*)

34. *Klaiber, Christoph*, Die Grundrißbildung der deutschen Stadt im Mittelalter unter besonderer Berücksichtigung der Schwäbischen Lande. Beiträge zur Bauwissenschaft, Heft 20. Berlin 1912.

35. *Kötzschke, Rudolf*, Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert. Grundriß der Geschichtswissenschaft, Reihe II, Abteilung 1. 2. Auflage 1921. (Zit. *Kötzschke.*)

36. *Derselbe*, Über den Ursprung und die geschichtliche Bedeutung der ostdeutschen Siedlung, in „Der Ostdeutsche Volksboden". Breslau 1924.

37. *Kühnel, P.*, Die slawischen Ortsnamen in Mecklenburg. Jahrbuch des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 1881, Jahrgang 46.

38. *Lauburg, Walter*, Die Siedelungen der Altmark, ein Beitrag zur altmärkischen Landeskunde. Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen 1914. 24. Jahrgang. (Zit. *Lauburg.*)

39. *Meitzen, August*, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen. 3 Bände und Atlas. Berlin 1896. (Zit. *Meitzen* II und III.)

40. *Derselbe*, Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland und ihre Besiedelung der Slawengebiete. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Jena 1879.

41. *Derselbe*, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates 1868—1871. 4 Bände.

42. *Mielke, Robert*, Das deutsche Dorf. 3. Auflage 1920. „Aus Natur und Geisteswelt", 192. Band.

43. *Müllenhoff, Karl*, Die Geschichte der märkisch. Bienenzucht. Brandenburgia 1900, VIII.

44. *Lemke, E.*, Zur Geschichte der Fischerei. Brandenburgia 1900, VIII.

45. *Passow, Siegfried*, Die Okkupation und Kolonisierung des Barnim. Forschungen zur brandenb. und preuß. Gesch. 1901, XIV. Band.

46. *Penck, Albrecht*, Das Deutsche Reich 1886. (Zit. *A. Penck.*)

47. *Rauter, Gustav*, Slawische Ortsnamen im Brandenburgischen. Die Grenzboten 1916, I. (Verdient keinerlei Beachtung.)

48. *Riedel, Adolf Friedrich*, Die Mark Brandenburg im Jahre 1250. 2 Bände. 1831/32.

49. *Rudolph, Theodor*, Die niederländischen Kolonien der Altmark im 12. Jahrhundert. Eine quellenkritische Untersuchung. Berlin 1889.

50. *Schlüter, Otto*, Die Siedelungen im nordöstlichen Thüringen. Ein Beispiel für die Behandlung siedelungsgeographischer Fragen. Berlin 1903. (Zit. *Schlüter.*)

51. *Derselbe*, Deutsches Siedelungswesen. Hoops' Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Band I, S. 402 ff.

52. *Sebicht, Richard*, Unsere mittelalterliche Ostmarkenpolitik. Eine Geschichte der Besiedelung und Wiedereindeutschung Ostdeutschlands. Breslau 1910.

53. *Sello, Georg*, Lehnin. Beiträge zur Geschichte von Kloster und Amt. Berlin 1881.

54. *Siedler, Eduard Jobst*, Märkischer Städtebau im Mittelalter. Berlin 1914. (Zit. *Siedler.*)

55. *Solger, Friedrich*, Die Geologie der Mark Brandenburg. Märkisches Heimatbuch. Berlin 1924. (Zit. *Solger.*)

56. *Spatz, Willi*, Der Teltow. Band I: Von der ältesten Zeit bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Band III: Geschichte der Ortschaften. Berlin 1905 und 1912.

57. *Thoma, Walter*, Die kolonisatorische Tätigkeit des Klosters Leubus im 12. und 13. Jahrhundert. Diss. Leipzig 1894. (Zit. *Thoma.*)

58. *Wahnschaffe, Felix*, Geologie und Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. 4. Auflage, neu bearbeitet von *Friedrich Schucht*. Stuttgart 1921. (Zit. *Wahnschaffe-Schucht.*)

59. *Wehrmann*, Die Eindeichung des Oderbruches. Annalen der Landwirtschaft 1861, 19. Jahrgang, Band 37.

60. *Weisker, Gustav*, Slawische Sprachreste, insbesondere Ortsnamen, aus dem Havellande und den angrenzenden Gebieten. Programm, Rathenow 1890 und 1896. (Zit. *Weisker.*)

61. *Witte, Hans*, Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde 1905, Band XVI, Heft 1. (Zit. *Witte.*)

62. *Wohlbrück, Siegmund Wilhelm*, Geschichte des ehemaligen Bistums Lebus und des Landes dieses Namens 1829—1831. 3 Bände. (Zit. *Wohlbrück* I, II, III.)

63. *Wolf, Gustav*, Das norddeutsche Dorf. München 1923.

64. *Wunderlich, Erich*, Die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. I. Teil. Das Gebiet zwischen Elbe und Oder. Berlin/Leipzig 1917. (Zit. *Wunderlich.*)

65. *Wütschke, Johannes*, Beiträge zur Siedelungskunde des nördlichen subherzynischen Hügellandes. Diss. Halle 1907.

66. *Gemeindelexikon* für den Stadtkreis Berlin und die Provinz Brandenburg. Auf Grund der Materialien der Volkszählung vom 1. Dezember 1885 bearbeitet vom Statistischen Bureau. Berlin 1888.

LEBENSLAUF

Am 16. August 1902 wurde ich, *Werner* Emil Paul *Gley*, evangelischer Konfession, zu Löwenberg in der Mark als Sohn des Oberpostsekretärs Paul Gley und seiner Gattin Helene geb. Schulz geboren.

Nach Vorbereitung auf der städtischen Vorschule in Potsdam besuchte ich das dortige staatliche Viktoria-Gymnasium, das ich Michaelis 1920 mit dem Zeugnis der Reife verließ.

An den Universitäten Berlin und Heidelberg studierte ich sodann hauptsächlich Geographie und Geschichte. Ich war Mitglied der Seminare und Kolloquia der Herren Professoren *Behrmann*, *Brandt*, *Brackmann*, *Hettner*, *Penck* und *W. Vogel*. Ihnen und allen anderen Herren Dozenten, in deren Vorlesungen und Übungen ich Belehrung empfing, sage ich hiermit meinen besten Dank. Zu ganz besonderer Dankbarkeit aber fühle ich mich meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. *W. Vogel*, verpflichtet, der mir die Anregung zu der vorliegenden Arbeit gab und sie in ihrem Werdegang wohlwollend förderte.

Seit dem 1. Oktober 1925 bin ich als Assistent am Geographischen Institut der Universität Frankfurt a. M. tätig.